

## I. Abhandlungen

### DER WERT VON KINDERN FÜR IHRE ELTERN

„Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens  
und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich\*

Bernhard Nauck

*Zusammenfassung:* Demographische und mikro-ökonomische Ansätze haben die Erklärungsprobleme des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen nicht ausreichend lösen können. Der „value-of-children-approach“ bietet eine vielversprechende Möglichkeit zur Schließung wichtiger Erklärungslücken insbesondere im Hinblick auf interkulturelle Unterschiede. Hierzu wird dieser Ansatz im Rahmen der Theorie sozialer Produktionsfunktionen als spezielle Handlungstheorie neu konzipiert. Kinder sind demnach strategische Zwischengüter zur Befriedigung der Grundbedürfnisse von (potenziellen) Eltern: 1. Ihr Arbeits- und Einkommensnutzen, 2. ihr Versicherungsnutzen steigert das physische Wohlbefinden, 3. ihr Statusnutzen und 4. ihr emotionaler Nutzen steigert die soziale Anerkennung. Im Hinblick auf sechs konstitutive Dimensionen des familiären Handlungssystems (Größe, Dauerhaftigkeit, Kontextopportunitäten und -restriktionen, Ressourcen, Generationenbeziehungen und Geschlechterverhältnisse) wird das Erklärungspotenzial der speziellen Handlungstheorie systematisch entfaltet. Abschließend werden die Implikationen für den sozialen Wandel von Generationenbeziehungen in deszendenz- und affinalverwandtschaftlich organisierten Gesellschaften aufgezeigt.

Seit Thomas R. Malthus 1798 seinen berühmten „Essay on the Principle of Population, as it affects the Future Improvement of Society“ veröffentlichte, haben Ökonomen, Bevölkerungswissenschaftler ebenso wie Familiensoziologen und -psychologen immer wieder eine Antwort auf die Frage gesucht: Warum haben manche Menschen viele

---

\* Diese Arbeit ist im Zusammenhang mit dem Forschungsprojekt „Values of Children in Six Cultures. Eine Replikation und Erweiterung der ‚Values-of-Children-Studies‘ in Bezug auf generatives Verhalten und Eltern-Kind-Beziehungen“ entstanden, das von der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* gefördert (Antragsteller: Bernhard Nauck, Chemnitz, und Gisela Trommsdorff, Konstanz) und in China, Korea, Indonesien, Nigeria, Israel, Türkei, Tschechien und Deutschland durchgeführt wird. Dieser Beitrag knüpft an Überlegungen an, die als B. Nauck und A. Kohlmann, „Values of Children – Ein Forschungsprogramm zur Erklärung von generativem Verhalten und intergenerativen Beziehungen“, in: F.W. Busch, B. Nauck und R. Nave-Herz (Hrsg.), *Aktuelle Forschungsfelder der Familienwissenschaft*, Würzburg 1999, S. 53–73, publiziert wurden. Für wertvolle Anregungen und Kritik an einer früheren Version dieser Arbeit danke ich Paul B. Hill, Johannes Huinink, Thomas Klein, Annette Kohlmann, Johannes Kopp, Wolfgang Lauterbach und Gisela Trommsdorff.

Kinder, andere dagegen eher wenige und wieder andere gar keine? In einem soziologisch präziseren Sinne ist es dabei zumeist allerdings um das Explanandum der Geburtenrate gegangen, d.h. um die Beantwortung der Frage, warum in manchen Gesellschaften bzw. in manchen historischen Epochen einer Gesellschaft vergleichsweise viele Nachkommen geboren werden, in anderen dagegen wenige. Entsprechend richten sich solche Erklärungen darauf, Kausalbeziehungen zwischen den Merkmalen einer Gesellschaft einerseits und den in ihr beobachteten Geburtenraten andererseits herzustellen. Im Vordergrund solcher theoretischen Überlegungen hat dabei zumeist die Frage gestanden, wie der Geburtenrückgang in modernen Gesellschaften zu erklären sei.

Beschreibungsmodelle der konventionellen Demographie zum „demographischen Übergang“ (Mackenroth 1951; van de Kaa 1987) haben zwar eine empirisch zutreffende Darstellung dieses Bevölkerungsprozesses mit Hilfe von Aggregatdaten-Zeitreihen abgegeben, jedoch selbst keine vollständige Erklärung dieses Prozesses liefern können. Da allenfalls Kovariationen mit weiteren Makro-Trends konstatiert und als Ergebnis anderer sozialstruktureller Veränderungen wie „Säkularisierung“, „Modernisierung“, „Urbanisierung“ u.ä.m. interpretiert werden, verbleiben solche „Erklärungen“ auf der Makro-Ebene und sind somit als solche unvollständig. Mit der korrekten Benennung eines solchen Trends als „demographischer Übergang“ ist jedoch für dessen Erklärung noch nichts gewonnen, da eine Antwort auf die seit Malthus aufgeworfene ‚Warum‘-Frage dadurch nicht gegeben wird. Demgegenüber erfüllt die Neue Haushaltsökonomie alle Kriterien, die an eine Erklärung zu stellen sind, recht gut: Sie basiert auf wenigen, gehaltvollen Grundannahmen, aus denen eine Serie von empirisch prüfbar Hypothesen deduzierbar und bedingungsabhängiges individuelles Verhalten prognostizierbar ist. Gary S. Becker hat als Begründer dieses Erklärungsansatzes diesen selbst außer auf Heiraten und Scheidungen auch auf generatives Verhalten angewendet (Becker 1982, 1991). Anders als z.B. austauschtheoretische Ansätze fasst er Familienhaushalte nicht ausschließlich als Verteilungs- und *Konsumeinheiten* von marktmäßig erwerbbaaren Gütern, sondern vielmehr auch als *Produktionseinheiten* auf, in dem nicht-marktmäßig erwerbbaare Güter (commodities) erst einmal hervorgebracht werden müssen. Dazu zählen neben Liebe, Zuneigung, Unterstützung, Dienstleistungen auch: gemeinsame *Kinder*. Kinder sind in diesem Modell als „langlebige Konsumgüter“ (consumer durables) modelliert, Haushalte (nicht Individuen) als Akteure mit *konstanten Präferenzen*, die ihr Verhalten entsprechend dem jeweiligen Preis des jeweiligen Gutes, d.h. den damit verbundenen direkten Kosten, Zeitinvestitionen und Opportunitätskosten, optimieren.

Viele soziale Prozesse im Zusammenhang mit generativem Verhalten können vergleichsweise elegant (und entsprechend sparsam) mit der Neuen Haushaltsökonomie modelliert werden: Sie erklärt z.B. zureichend, warum gut ausgebildete Frauen mit größerer Wahrscheinlichkeit auf Kinder verzichten als schlecht ausgebildete (sie haben höhere Opportunitätskosten aus entgangenem Nutzen eigener Erwerbstätigkeit, d.h. der Schattenpreis der Kinder steigt bei ihnen stärker als bei weniger qualifizierten Müttern). Sie hält auch eine Antwort auf die Frage bereit, warum mit steigendem Wohlstand zwar die Konsumtion anderer Konsumgüter zunimmt, die Kinderzahl dagegen abnimmt: Da Kinder zeitintensiver als andere Güter sind, steigt der relative Preis von Kindern, wenn der Preis der Zeit für die Haushaltsmitglieder steigt. Die methodologi-

schen Vorzüge dieses Erklärungsansatzes sind insbesondere darin zu sehen, dass er sich ohne Probleme in ein Mehrebenen-Modell integrieren lässt, in dem Verhaltensaggregate (Geburtenraten) durch individuelles Entscheidungsverhalten unter restriktiven Kontextbedingungen erklärt werden und in dem – wie bei jedem mikro-ökonomischen Modell – als nomologischer Kern nutzenmaximierendes Verhalten angenommen wird.

Wenn eingeräumt werden kann, dass es sich bei Geburtenraten um ein aus den anfallenden Geburten einfach zu aggregierendes Phänomen handelt, und wenn die Annahmen über das absichtsvolle, an Nutzenoptimierung unter gegebenen Restriktionen und Alternativen orientierte individuelle Verhalten als Kern einer Handlungstheorie unproblematisiert bleiben können, dann zeigt sich schnell, dass theoretische Kontroversen über eine angemessene Modellierung am ehesten im Bereich der ‚Logik der Situation‘ und die sich darauf beziehenden Brückenhypothesen zu erwarten sind. Hierzu haben Friedman et al. (1994) auf eine wichtige Erklärungslücke aufmerksam gemacht: „Models based on instrumental values are effective in explaining the decline of fertility in developed societies, but they cannot explain why anyone under current circumstances would choose to have a child, absent significant state-provided pronatalist incentives ... Thus the interesting question for instrumental models of fertility is *why do people in developed countries have any children at all when the prevailing constraints are inconsistent with this choice?*“ (Friedman et al 1994: 380; Hervorhebung im Original).

Einen Ansatzpunkt, diese Erklärungslücke einer individualistisch-strukturtheoretischen Theorie generativen Verhaltens zu schließen, bietet die Forschungstradition des sog. ‚value-of-children-approach‘, der hier nachfolgend beschrieben werden soll. Durch die Betonung des Kulturvergleichs mit Blick auf eine breite Spanne unterschiedlicher Gesellschaften werden hier Kinder nicht von vornherein als Konsumgüter mit immanentem Wert für (potenzielle) Eltern konzeptualisiert, vielmehr werden Kinder auch als Investivgüter betrachtet, die selbst zur Haushaltsproduktion beitragen können – und dies in der Mehrzahl der Gegenwartsgesellschaften auch nach wie vor tun. Damit lässt sich das Erklärungsmodell in zweierlei Hinsicht vervollständigen und endogenisieren: 1. Es können Bedingungen spezifiziert werden, unter welchen die verschiedenen Mitglieder des Familienhaushalts als Produzenten und Konsumenten agieren. Letztlich braucht von dieser Frage keine Position im Haushalt ausgenommen zu werden, d.h. es lassen sich auch Bedingungen angeben, unter denen Ehegatten (beiderlei Geschlechts) zu ‚consumer durables‘ oder Produzenten von ‚commodities‘ werden (Nauck 2001). 2. Implikationen, die sich aus dem instrumentellen Wert von Kindern bzw. aus dem immanenten Wert von Kindern für ihre (potenziellen) Eltern ergeben, können systematisch variiert werden. Hierbei steht zu erwarten, dass sich diese Implikationen nicht allein auf differentielle reproduktive Strategien beschränken, sondern zugleich die Strategien elterlichen Investments und die institutionelle Ausgestaltung von Generationenbeziehungen in einer Gesellschaft strukturieren.

### *I. Die Ausgangsfragestellung der ‚value-of-children-studies‘*

Das Konzept „Value of Children“ (VOC) geht auf Arbeiten von Hoffman und Hoffman (1973) zurück. Mit der expliziten Berücksichtigung von kulturell bedingten Va-

riationen in den Determinanten der Fertilitätsentscheidung lieferten sie den ersten – und bislang einzigen – Ansatz zu nationen- bzw. kulturvergleichenden Analysen. Angestrebt wurde ein Ansatz, der also sowohl „objektive“ ökonomische und normative Momente, aber auch deren Auswirkungen auf psychologische Aspekte bei der Fertilitätsentscheidung berücksichtigt. Diese psychologischen Aspekte wurden dann als entscheidende Determinanten für Geburten von Kindern angesehen. ‚Wert von Kindern‘ wird als zentrale Moderator-Variable auf der Individualebene verstanden, die in Abhängigkeit von gesamtgesellschaftlichem Wandel und sozial-kulturellem Kontext variiert und ihrerseits Fertilität und Verhalten gegenüber Kindern beeinflusst: „Values of children refers to the functions they serve or the needs they fulfil for parents“ (Hoffman und Hoffman 1973: 20). Hierbei wird also der Wert von Kindern *für ihre Eltern* thematisiert. Dieser Ausgangspunkt trägt der grundsätzlichen Asymmetrie in den Eltern-Kind-Beziehungen Rechnung, die darin besteht, dass nur sie die Wahl haben, eine solche Beziehung einzugehen (also Kinder zu bekommen), d.h. es handelt sich hier entscheidungslogisch um eine unbedingte Entscheidung, wohingegen nachfolgende Entscheidungen in den Eltern-Kind-Beziehungen zunehmend zu bedingten Entscheidungen werden (auf die wechselseitig Einfluss genommen wird).

Zur Ermittlung der einzelnen Komponenten dieses Werts von Kindern für ihre Eltern greifen Hoffman und Hoffman (1973: 46f.) zunächst induktiv auf verschiedene Untersuchungen zurück und kategorisieren sie wie folgt:

1. Erwachsenenstatus und soziale Identität,
2. Fortleben der eigenen Person in den Kindern,
3. Religiöse, ethische und soziale Normen,
4. Familiäre Bindung,
5. Suchen neuer Erfahrungen,
6. Kreativität und Leistung,
7. Macht und Einfluss,
8. Sozialer Vergleich und Wettbewerb,
9. Ökonomischer Nutzen.

Diese neun Kategorien des *Wertes von Kindern* werden in ein Modell integriert, das weitere Einflussfaktoren berücksichtigt: alternative Quellen des Werts der Kinder, Kosten der Kinder, Barrieren und Anreize. Zentrale Annahme dieses Ansatzes ist, dass der Wert der Kinder nach Gesellschaftstypus variiert und weitreichende Konsequenzen für generative Entscheidungen und die Ausgestaltung der Eltern-Kind-Beziehungen hat. *Alternative Quellen* des Werts sehen Hoffman und Hoffman in Personen und Institutionen, die für die Betroffenen das gleiche Resultat erbringen, so z.B. die gesetzliche Alterssicherung für den ökonomischen Wert der Kinder. *Kosten* entstehen den Eltern sowohl direkt (finanzielle Kosten) als auch indirekt durch den Verzicht auf Güter wegen der Kinder (Opportunitätskosten). *Barrieren* sind definiert als Faktoren, die es erschweren, den angestrebten Wert von Kindern zu erreichen, wie z.B. Armut der Familie, schlechte Wohnsituation, Krankheit der Mutter. *Anreize* für Kinder stellen Faktoren dar, die es erleichtern, den angestrebten Wert von Kindern zu erreichen, wie z.B. ökonomisches Wohlergehen, ausreichender Wohnraum, Unterstützung durch die Familie, aber auch positive Einstellungen zu Kindern.

In den 70er Jahren ist auf der Basis dieses Ansatzes in einer größeren länderverglei-

chenden Studie das generative Verhalten in verschiedenen Kulturen empirisch analysiert worden, in denen Zusammenhänge zwischen Kultur, sozial-ökologischem Kontext, individuellen Werten von Kindern für ihre Eltern und generativem Verhalten untersucht worden sind (Arnold et al. 1975). In diesem Forschungsprogramm, in das neben den fernöstlichen Ländern Taiwan (Wu 1977), Japan (Iritani 1977), Republik Korea (Lee 1975), Philippinen (Bulatao 1975), Thailand (Buripakdi 1977), Indonesien (Darroch et al. 1981), Singapur auch die Türkei (Kagitcibasi 1982), die USA (Arnold und Fawcett 1975) und Deutschland (Urdze und Rerrich 1981) einbezogen waren, sind für jede Kultur sowohl Opportunitätsstrukturen (durch die Einbeziehung von städtischen und ländlichen Kontexten) als auch familiäre Ressourcen (durch eine Stratifizierung der Stichproben nach Schichtzugehörigkeit) systematisch variiert worden.

Der „value-of-children-approach“ war konzipiert worden, um für interkulturell vergleichende Analysen ein Instrument zu entwickeln, mit dem sich maßgebliche Einflüsse auf die Fertilitätsentscheidungen der Eltern analysieren lassen, indem unterschiedliche Phänomene in mehreren Ländern auf eine Variation *derselben* Determinanten zurückführbar sind. Damit liegt ein Versuch zu einer möglichst sparsamen Modellierung komplexer Zusammenhänge vor. Ein internationaler Vergleich von Fruchtbarkeitsniveaus wird dadurch möglich, dass unterschiedliche Kosten, Barrieren und Anreize, aber auch Werte von Kindern angenommen werden, die je nach den spezifischen Randbedingungen in den Kulturen variieren. In dem Modell werden damit Aspekte der Erklärung des generativen Verhaltens aus verschiedenen Disziplinen berücksichtigt und integriert (Fawcett 1976) und auf überraschende Weise bereits wesentliche Elemente moderner sozialwissenschaftlicher Erklärungsmodelle vorweggenommen (Coleman 1990); insbesondere liefert es alle wesentlichen Ansatzpunkte für eine *handlungstheoretische Modellierung von generativem Verhalten*. Diese Modellierung kann deshalb nicht als Kontrast zu konkurrierenden Erklärungen betrachtet werden, vielmehr liegt damit ein interdisziplinär übergreifender Erklärungsansatz vor, der wesentliche Komponenten anderer theoretischer Modelle in sich vereinigt. Er bietet einen konzeptionellen Rahmen, in den die zentralen Elemente der verschiedenen Ansätze integriert und zu einer kohärenten und im methodologischen Sinne vollständigen Erklärung (auch) von interkulturellen Unterschieden im generativen Verhalten ausgearbeitet werden können. Außer im integrativen Potential dieses Ansatzes ist dessen besonderer Vorzug darin zu sehen, dass erstmalig individuell-akteursbezogene Komponenten mit einer strukturbezogenen Betrachtung von generativem Verhalten verknüpft werden. Diese Eigenschaften machen es möglich, ihn in eine umfassende individualistisch-strukturtheoretische Erklärung des generativen Verhaltens zu integrieren (Huinink 2000).

Hierbei stellen sich allerdings eine ganze Reihe bislang ungelöster konzeptueller, objekttheoretischer, messtheoretischer und methodisch-technischer Einzelprobleme: So verwenden die VOC-studies z.B. für ihre theoretischen Konstrukte die Sprache der Theorietradition der kulturvergleichenden Motivationspsychologie und sind in sehr starkem Maße einem empiristischen Induktivismus verhaftet; entsprechend müssen diese Termini in solche der individualistisch-strukturtheoretischen Handlungstheorie übersetzt werden. Weiterhin sind die bislang vorliegenden empirischen Arbeiten innerhalb der VOC-studies hinsichtlich der theoretischen Modellierung kaum über eine plausible Variablenanordnung hinausgelangt, die in dieser Form allenfalls als Leitlinie

für die empirische Analyse mit Hilfe von multiplen, schrittweisen Regressionsmodellen dienen kann. Zur theoretischen Erklärung von generativem Verhalten trägt dies jedoch noch nichts bei. Die in dem Blockmodell verwendete Liste der Werte von Kindern ist induktiv aus vorliegenden Untersuchungsbefunden gewonnen und nicht etwa deduktiv theoretisch abgeleitet worden (Friedman et al. 1994). Die VOC sind deshalb modell-exogen und ihr theoretischer Status zunächst ungeklärt, zumal völlig offen ist, ob es sich bei dieser Liste um ein (im Sinne der theoretischen Modellbildung) geschlossenes Werte-System handelt, oder ob sie beliebig erweiterbar ist.

Versuche zur Validierung der verwendeten Indikatoren sind nur ansatzweise innerhalb der (intrakulturellen) Länderstudien erfolgt (insbesondere durch Kagıtcıbası und Esmer 1980). Als empirisch bedeutsam erwies sich dabei insbesondere die Unterscheidung zwischen

- *ökonomisch-utilitaristischen VOC* (d.h. Beiträge zum Familienhaushalt durch Arbeit und zusätzliche Einkommen; Alterssicherung) und
- *psychologisch-affektiven VOC* (d.h. Stärkung der affektiven Gruppenbindung; expressive Stimulation durch den Umgang mit Kindern).

Diese beiden VOC lassen sich theoretisch genau als das interpretieren, was mit den instrumentellen Werten von Kindern (als Güterproduzenten im Familienhaushalt) einerseits und den immanenten Werten von Kindern (als „langlebige Konsumgüter“) andererseits im Sinne der ökonomischen Theorie generativen Verhaltens gemeint ist.

Diese Unterscheidung ist in einer Reihe von Folgeuntersuchungen aufgegriffen worden, die die außerordentlich große interkulturelle Variabilität dieser beiden VOC belegt haben. Ökonomisch-utilitaristische Werte variieren zwischen Peru (83 Prozent), Costa Rica (82 Prozent), Kolumbien (82 Prozent) und Belgien (5 Prozent), USA (4 Prozent), Australien (2 Prozent). Psychologisch-emotionale VOC variieren zwischen Belgien (78 Prozent), Japan (76 Prozent), Australien (74 Prozent) und Peru (8 Prozent), Bangladesh (6 Prozent), Ghana (4 Prozent). Nach diesen Befunden sind sie in der Prävalenz stark gegenläufig, d.h. je stärker die Prävalenz ökonomisch-utilitaristischer VOC, desto geringer ist die Bedeutung psychologisch-emotionaler VOC, wobei beides in starkem Maße vom Modernisierungsprozess beeinflusst scheint. Analoge Befunde ergeben sich für intragesellschaftliche Vergleiche: In der Türkei betragen die Differenzen zwischen den Regionen mit dem höchsten bzw. niedrigsten Entwicklungsstand und den ökonomisch-utilitaristischen bzw. psychologisch-emotionalen VOC jeweils ca. 40 Prozent (Kagıtcıbası 1982; Nauck 1997).

Solche Zusammenhänge sind jedoch bislang ausschließlich auf der Aggregatebene beschrieben worden, wohingegen ein vollständiger Test des Mehrebenenmodells im Rahmen der VOC-studies ebenso unterblieben ist wie eine interkulturelle Validierung der Konstrukte. Schließlich sind die jeweiligen VOC nicht systematisch auf die mit den jeweiligen sozialen Kontexten verbundenen Opportunitätsstrukturen und Handlungsbarrieren bezogen worden, d.h. es fehlen die notwendigen *Brückenhypothesen* der Verknüpfung von sozialen Handlungskontexten und Akteursebene.



II. Der Wert von Kindern, oder:  
Kinder als Zwischengüter in der sozialen Produktionsfunktion

Eine aussichtsreiche Möglichkeit der handlungstheoretischen Neukonzeptualisierung dieses Ansatzes besteht darin, ihn in die allgemeine *Theorie sozialer Produktionsfunktionen* zu integrieren und in der durch Adam Smith begründeten Theorietradition anzunehmen, dass menschliche Akteure „mindestens zwei Dinge maximieren wollen: soziale Wertschätzung und physisches Wohlbefinden“ (Lindenberg 1990: 271 unter Berufung auf Adam Smith).

- *Soziale Anerkennung* bezeichnet das Ausmaß, in dem der Akteur durch seine Handlungen (für ihn) positive Sanktionen von seinem sozialen Kontext erfährt. Soziale Anerkennung lässt sich nach Lindenberg (1984) und Parsons et al. (1951) differenzieren in Status, Affekt und Verhaltensbestätigung. *Status* bezieht sich dabei auf den Rang der in einer Gesellschaft erlangten Position, der durch die Verfügung über knappe Ressourcen definiert ist. Je höher die Kontrolle über Zwischengüter in der sozialen Produktionsfunktion, desto höher ist der Status. *Affekt* bezieht sich auf den Austausch von positiven Affekten in emotionalen Beziehungen. *Verhaltensbestätigung* bezieht sich auf die positive Sanktionierung von Handlungen durch ‚signifikante Andere‘. *Je größer die erwartete soziale Anerkennung durch die jeweils gewählte Handlungsalternative, desto eher wird diese Handlung gewählt.*
- *Physisches Wohlbefinden* bezeichnet das Ausmaß, in dem es dem Akteur gelingt, sein (physisches) Überleben zu sichern und sein Wohlbefinden zu steigern. Dies wird durch produktive Arbeit, durch Wettbewerb um knappe Güter auf Märkten und durch effektive Organisation und Kooperation erreicht. *Je größer das erwartete physische Wohlbefinden durch die Wahl einer Handlungsalternative, desto eher wird diese Handlung gewählt.*

Beide Grundbedürfnisse können nun nicht von den Akteuren direkt befriedigt werden, sondern über verschiedene Produktionsfaktoren, die ihrerseits erst zur Verfügung gestellt werden müssen. Diese Produktionsfaktoren sind – im Gegensatz zu den beiden Grundbedürfnissen – nicht universell, sondern kontextspezifisch: *Je größer die Effizienz eines Produktionsfaktors für die Befriedigung der Grundbedürfnisse innerhalb des jeweiligen Kontextes, desto eher wird dieser Produktionsfaktor gewählt.* Je dauerhafter die Effizienz eines Produktionsfaktors im jeweiligen Kontext, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit seiner intergenerativen Transmission und seiner Institutionalisierung als kulturelle „Routinelösung“.

Das Erklärungsprogramm der „value-of-children“ besteht nun darin, eine spezielle Theorie darüber zu entwickeln, in welcher Weise und unter welchen Voraussetzungen Kinder als Zwischengüter in die soziale Produktionsfunktion bei (potenziellen) Eltern zur Optimierung ihrer sozialen Anerkennung und ihrem physischen Wohlbefinden eingehen. Das Erklärungsprogramm liefert damit eine endogene, inhaltliche Spezifikation des Wertes von Kindern, die den ökonomischen Fertilitätstheorien fehlt. Fertilitätsentscheidungen und die Ausgestaltung von lebenslangen Eltern-Kind-Beziehungen werden entsprechend unter dem Gesichtspunkt der Maximierung des subjektiven Nutzens untersucht und erklärt. Diese Nutzenmaximierung der Akteure geschieht stets vor dem Hintergrund spezifischer wahrgenommener Randbedingungen: Die jeweilige

Handlungssituation und sozial-kulturelle ‚frames‘ determinieren, welche Handlungsalternativen dem Akteur zur Erreichung seiner Ziele zur Verfügung stehen und inwiefern Elternschaft eine effiziente Strategie hierbei ist, d.h. eigene Kinder wichtige Zwischen-güter darstellen, für die es sich „lohnt“, sie zu bekommen, sie aufzuziehen und zu pflegen, in sie in jeder erdenklichen Weise zu investieren.

Dem Erklärungsprogramm inhärent ist, dass auch die Suche nach und die Auswahl von Handlungsalternativen denselben Verhaltensgesetzmäßigkeiten unterliegt, d.h. beides wird stets auf der Basis von unvollständigen Informationen erfolgen und im Zweifelsfall wird im jeweiligen sozial-kulturellen Kontext „bewährten“ Handlungsalternativen der Vorzug gegeben. Dies gilt umso mehr, als Elternschaft und die Ausgestaltung von Eltern-Kind-Beziehungen eine außerordentlich langfristige Selbstbindung beinhalten. So sind die mit Elternschaft verbundenen Handlungsentscheidungen zwar einerseits außerordentlich konsequenzenreich, andererseits sind aber die Konsequenzen zum Entscheidungszeitpunkt nicht einmal bruchstückhaft absehbar. Sowohl die mit der Langfristigkeit verbundenen Unsicherheiten als auch die Höhe der mit Elternschaft verbundenen (Alternativ-)Kosten und Nutzen geben dieser Entscheidung somit einerseits eine außerordentlich hohe Valenz im Lebensverlauf, andererseits sind mit ihr vergleichsweise hohe, langfristige Risiken verbunden, was deren Nutzen für die sozialen Produktionsfunktionen anbetrifft.

Für die Klärung des Zusammenhangs zwischen dem ‚Wert von Kindern‘ und den sozialen Produktionsfunktionen hat Annette Kohlmann (2000) systematische Überlegungen angestellt. Hierbei lassen sich jeweils kurzfristige Aspekte von langfristigen unterscheiden, die die Generationenbeziehungen in der gesamten Lebensspanne einschließen:

- Kinder können dann zur *Optimierung des materiellen Wohlbefindens von Eltern* beitragen, wenn sie einen eigenen Beitrag zur Haushaltsproduktion leisten und insofern als produktive und nicht (allein) als konsumtive Güter fungieren. Dies kann einerseits durch Beiträge eigener Wohlfahrtsproduktion zum elterlichen Haushalt und andererseits durch Besteuerung marktmäßig erworbenen Erwerbseinkommens geschehen. Außerdem kann es sich kurzfristig auf die (frühe) Mitwirkung im elterlichen Familienhaushalt und langfristig auf die (spätere) Mitwirkung bei der Absicherung gegen die Risiken des Lebens der Eltern beziehen. Besonders prägnante Beispiele für die Heranziehung von Kindern zur Wohlfahrtsproduktion des Familienhaushaltes sind die Kinderarbeit in der agrarischen Subsistenzwirtschaft, die Mithilfe in Familienbetrieben des Handwerks und der Dienstleistung, sowie die Mithilfe (von Mädchen) bei der Haushaltsführung und der Versorgung von (jüngeren) Kindern. Typischerweise ist dieser Nutzen dann besonders offenkundig, wenn Ausbildungsinvestitionen relativ gering sind und damit Kinder schon in relativ frühen Jahren zur Kinderarbeit herangezogen werden können, d.h. dieser Nutzen basiert zumeist auf einer vergleichsweise kurzfristigen Perspektive. Hinsichtlich der Absicherung gegen die Risiken des Lebens, sei es aufgrund von Krankheit, Katastrophen, Arbeitslosigkeit oder Altersschwäche, durch die Familie und ggf. durch die Verwandtschaft gibt es in vielen Gesellschaften keine institutionellen Alternativen. Intergenerative Absicherung gegen die Risiken des Lebens basiert somit auf einer die gesamte Lebensspanne umfassenden Perspektive, an die dann auch entsprechende Gerechtigkeitsvorstellungen



und Reziprozitätserwartungen geknüpft werden. Insgesamt besteht der Nutzen von Kindern für die Optimierung des physischen Wohlbefindens somit in einem möglichen *Einkommensnutzen* und *Versicherungsnutzen*.

- Kinder können sowohl mittelbar als auch unmittelbar zur *Optimierung von sozialer Anerkennung von Eltern* beitragen. Mittelbar geschieht dies dadurch, dass Kinder (zusätzliche) Beziehungen zu Dritten stiften oder bestehende Beziehungen intensivieren und ihre Qualität erweitern. So können durch Kinder Kontakte zu anderen Eltern entstehen und durch die Gemeinsamkeit der Elternrolle Vergemeinschaftungsprozesse einsetzen und damit eine stärkere soziale Integration (von Müttern) erfolgen. Ebenso wird durch die Elternschaft die Qualität der Ehegattenbeziehung zu den Eltern und Schwiegereltern verändert. Schließlich können Kinder selbst im jeweiligen Kontext ein Statusmerkmal darstellen, mit dem soziale Anerkennung unmittelbar „produziert“ werden kann. Dieser Statusgewinn kann ein Schwellenwert sein (durch die Geburt eines ersten Kindes oder eines Kindes mit einem bestimmten Geschlecht) oder kumulativ mit der Anzahl der geborenen Kinder steigen. Typischerweise stellt sich dieser Nutzen von Kindern bereits in einer kurzfristigen Perspektive ein. Darüber hinaus tragen Kinder jedoch in genuiner Weise auch zur unmittelbaren Optimierung von sozialer Anerkennung bei. Durch Kinder wird nämlich eine „ursprüngliche“, enge, intime, emotionale, lebenslange, durch hohe Selbstbindung getragene soziale Beziehung geschaffen, die damit in hohem Maße „identitätsstiftend“ zur persönlichen Fundierung und Selbstvergewisserung beiträgt. Generationenbeziehungen sind in besonderer Weise durch dialogische Interaktion gekennzeichnet (Huinink 1995: 116ff.). Da in funktional differenzierten Gesellschaften die Verhaltensbestätigung durch signifikante Andere immer spezifischer wird, sind Generationenbeziehungen als authentische, auf Dauer angelegte Zuwendung, durch die die personale Identität erlebt wird, von zunehmender Bedeutung. Charakteristisch für diesen Nutzen von Kindern für ihre Eltern ist, dass er auf eine sehr langfristige Perspektive bezogen ist (auch wenn sich eine Reihe von Nutzenaspekten bereits unmittelbar mit der Konstituierung dieser Beziehung einstellen). Insgesamt besteht der Nutzen von Kindern für die Optimierung der sozialen Anerkennung somit in einem möglichen *sozialen Nutzen des Zugewinns an Status* und einem *emotionalen Nutzen* der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung selbst (vgl. *Tabelle 1*).

*Tabelle 1:* Value of Children in der sozialen Produktionsfunktion

	<i>physisches Wohlbefinden</i>	<i>soziale Anerkennung</i>
kurzfristig	<b>Arbeitsnutzen</b>	<b>Statuszugewinn</b>
langfristig	<b>Versicherungsnutzen</b>	<b>emotionaler Nutzen</b>

Diese handlungstheoretischen Überlegungen korrespondieren nun auffällig mit den empirischen Argumenten, die im Zusammenhang mit den Analysen zu den VOC-studies entwickelt worden sind. Durch diese konzeptuelle Äquivalenz ist die größtmögliche theoretische Geschlossenheit erreicht, da zwei unterschiedliche Werte von Kindern im theoretischen Modell enthalten sind, die sich zugleich aus der grundlegenden Unterscheidung zwischen Produktion und Konsumtion in der ökonomischen Theorie er-

geben. Die dadurch erzielte Gehaltserweiterung erlaubt es, das generative Verhalten auch in anderen als Wohlstandsgesellschaften zu erklären; sie weist damit insbesondere hohe Gemeinsamkeiten mit dem von Leibenstein (1957, 1974) entwickelten ökonomischen Modell der Fertilität auf, in dem grundlegend zwischen der ‚consumption utility‘, der ‚utility as a source of security‘ und der ‚utility as a productive agent‘ von Kindern unterschieden wird, wobei die letzten beiden Nutzenformen sich auch als die wichtigsten empirischen Differenzierungen der ökonomisch-utilitaristischen VOC erwiesen haben. Sie entsprechen dem Arbeitsnutzen und dem Versicherungsnutzen von Kindern in der sozialen Produktionsfunktion zur Steigerung des physischen Wohlbefindens. Eine formale Gemeinsamkeit besteht darin, dass sowohl der modifizierte VOC-approach als auch das Modell von Leibenstein mit mehrdimensionalen Nutzenfunktionen operieren, die allerdings in beiden Fällen sparsam modelliert und theoretisch begründet sind. Vorschläge zur Lösung des durch die Mehrdimensionalität entstehenden theoretischen Problems, die Interaktion verschiedener Kosten und Nutzen zu modellieren, enthalten allerdings beide Ansätze nicht.

Die Theorie der sozialen Produktionsfunktionen sieht damit eine geschlossene, endogene, theoretische Lösung des Problems vor, dass Kinder jeweils *kontextspezifisch unterschiedliche* Zwischengüter darstellen, die dann sehr unterschiedlich für die Maximierung individueller Ziele eingesetzt werden. Im Kontext des ‚values-of-children-approach‘ lassen sich dann relativ präzise Antworten auf die Frage bereitstellen, wie Kinder in soziale Produktionsfunktionen eingehen. Ganz offensichtlich kann die Befriedigung der beiden allgemeinen Grundbedürfnisse in Generationenbeziehungen maximiert werden; ebenso offensichtlich ist aber auch, dass der Einsatz von Kindern als Zwischengüter nicht idiosynkratisch „gewählt“ werden kann: Erstens weisen die kulturellen Institutionalisierungen der Zielerreichung gerade in Familien- und Generationenbeziehungen eine hohe (kostensteigernde) Regelungsdichte auf, was das für diese Beziehungen besonders charakteristische „Nebenproduktparadox sozialer Güter“ weiter verschärft: *„Viele soziale Normen haben den Effekt, dass man dasjenige, was man will, nur bekommt, wenn man es nicht direkt anstrebt“* (Lindenberg 1990: 273; Hervorhebung im Original). Entsprechend ist davon auszugehen, dass gerade der kulturelle Code, der den generativen Entscheidungen und Generationenbeziehungen „Sinn“ gibt, keineswegs unmittelbar (utilitaristisch) auf die sozialen Produktionsfunktionen verweisen wird. Zweitens ergeben sich aus den Unterschieden in den sozialen Kontextbedingungen und deren Wandel jeweils (teilweise dramatische) Auswirkungen auf die Effizienz des Zwischengutes „Kind“ für die sozialen Produktionsfunktionen. Institutionelle Regelungen von Generationenbeziehungen und die kontextabhängigen Opportunitätsstrukturen sind deshalb beide gleichermaßen bei einer Erklärung interkultureller Unterschiede des „Wertes von Kindern für ihre Eltern“ zu berücksichtigen.

### *III. Zur handlungstheoretischen Modellierung interkultureller Unterschiede des Wertes von Kindern*

Im Folgenden werden einige handlungstheoretische Hypothesen zu den Werten von Kindern entwickelt, die ausschnitthaft das Potenzial im Rahmen einer Theorie sozialer

Produktionsfunktionen verdeutlichen. Es handelt sich also um einen Versuch, die wenigen allgemeinen theoretischen Prämissen im Hinblick auf die Kontextabhängigkeit von generativem Verhalten und Generationenbeziehungen „durchzubuchstabieren“, d.h. die Entscheidungsparameter in der Form von Brückenhypothesen zu benennen, die für eine gehaltvolle handlungstheoretische Erklärung notwendig sind (Huinink 1995: 41ff.).

Wie aus den vorliegenden interkulturell vergleichenden empirischen Befunden hervorgeht, scheint jeweils eine Nutzenfunktion so stark im Vordergrund zu stehen, dass die Annahme gerechtfertigt erscheint, dass generative Entscheidungen und intergenerative Beziehungen jeweils im ‚frame‘ dieser *einen* Nutzenfunktion von (potenziellen) Eltern interpretiert werden: Wenn erst einmal „fest steht“, dass Kinder wegen ihrer emotionalen Qualitäten „gewollt“ werden, dann sind damit zugleich Arbeits- und Versicherungsnutzen bedeutungslos geworden; wenn etwa umgekehrt der Arbeitsnutzen von Kindern im Zentrum des ‚frames‘ steht, treten der soziale und emotionale Nutzen stark dahinter zurück und verlieren ihre ‚salience‘. Aus diesen Gründen scheint es gerechtfertigt, eine Modellierung (vorläufig) auf die Optimierung jeweils einer Nutzenfunktion zu beschränken und mögliche Nutzenkombinationen unberücksichtigt zu lassen. Grundsätzlich ist jedoch davon auszugehen, dass sich der Wert von Kindern daraus ergibt, dass sie multifunktionale Zwischengüter zur Erfüllung der Grundbedürfnisse ihrer Eltern sein können. So lange jedoch keine entsprechende Modellierung solcher Nutzenkombinationen vorliegt, können die nachfolgend formulierten Hypothesen jeweils nur „ceteris paribus“-Geltung beanspruchen.

Bei dem Modellierungsversuch wird (zunächst) auf wenige, das familiäre Handlungssystem konstituierende Dimensionen Bezug genommen. Danach sind unter Familien solche auf Dauer angelegten sozialen Gruppen mit klaren Zugehörigkeitskriterien zu verstehen, die durch Generationen- und Geschlechterbeziehungen konstituiert werden, und die für ihre Mitglieder exklusiv kollektive Güter produzieren (Hill und Kopp 1995; Huinink 1995: 120ff.). Eingegangen wird hierbei auf die durch die Kinderzahl determinierte *Größe* der familiären Gruppe, auf ihre *Dauerhaftigkeit*, auf die Interdependenz der Haushaltsproduktion mit dem außerfamiliären Kontext und den sich dort bietenden *Opportunitäten und Restriktionen*, auf die knappen individuellen *Ressourcen* der Eltern für die Haushaltsproduktion sowie auf die im jeweiligen Kontext institutionalisierten *Generationenbeziehungen* und *Geschlechterverhältnisse*.

### 1. Größe der familiären Gruppe

Außer im Spezialfall der Polygamie ist die Größe der familiären Gruppe ausschließlich durch das generative Verhalten beeinflussbar. Je nachdem, ob generatives Verhalten primär im Hinblick auf den Einkommens- und Versicherungsnutzen, oder im Hinblick auf emotionalen und sozialen Nutzen hin optimiert wird, hat dies Implikationen für die Anzahl der Kinder, mit der dies effizient erreicht wird (Kagitcibasi 1982; Nauck 1989, 1997):

- Wenn der Arbeitsnutzen von Kindern hoch bewertet wird, dann ist das Anstreben von Kinder-„Reichtum“ eine effiziente Strategie, da jedes zusätzliche Kind den Ar-

beitsnutzen steigert, da es als zusätzliche Quelle das Familieneinkommen durch (frühe) Mitarbeit steigert bzw. die in der Familienwirtschaft anfallenden Arbeiten auf weitere Schultern verteilt. Begrenzt wird diese Strategie durch die sehr stark vom jeweiligen Kontext abhängigen Anfangsinvestitionskosten in Kinder und die darin verfügbaren Gelegenheiten für unqualifizierte Arbeit. Da aber die ‚unit costs‘ der Kinder mit ihrer Anzahl sinken, wird die Ratio mit steigender Kinderzahl immer günstiger.

- Wenn der Versicherungsnutzen von Kindern hoch bewertet wird, dann sind viele Kinder ebenfalls eine effiziente Strategie, da dadurch die Lasten der Versorgung der Eltern dann auf möglichst viele Schultern verteilt werden. Entsprechend ist unter einem institutionellen Regime, das nicht auf einem indirekten „Kohorten“- , sondern auf einem direkten „Generationen“-Vertragssystem der Alterssicherung basiert, nicht nur das Interesse von (potenziellen) Eltern an vielen Nachkommen groß, da dies die Alterssicherung *sicherer* macht, sondern auch das Interesse der Kinder an vielen Geschwistern, da dies ihre individuellen Lasten *senkt*.
- Wenn die Stiftung von zusätzlichen sozialen Beziehungen durch Kinder hoch bewertet wird, dann ist es keine effiziente Strategie, möglichst viele Kinder zu haben, da die Anzahl zusätzlicher Sozialbeziehungen nicht linear mit der Anzahl der Kinder ansteigt, sondern relativ rasch ein Sättigungspunkt erreichen wird, so dass diesbezüglich das Verhältnis bei niedriger Kinderzahl günstig, dagegen ungünstig bei Kinderlosigkeit und hoher Kinderzahl ist. Ebenso ist davon auszugehen, dass die Stabilisierung von bestehenden Sozialbeziehungen (insbesondere zum Ehegatten und zu den Herkunftsfamilien) nicht linear-additiv mit der Kinderzahl steigt, so dass auch diesbezüglich durch hohe Kinderzahlen kein Effizienzgewinn zu erwarten ist und das Verhältnis bei niedriger Kinderzahl günstig, dagegen ungünstig bei Kinderlosigkeit und bei hoher Kinderzahl ist. Für die Steigerung der sozialen Anerkennung durch Elternschaft gibt es dagegen keine eindeutige Lösung, da dies unmittelbar von den im jeweiligen sozialen Kontext geteilten Normen abhängt: Entsprechend kann normkonformes Verhalten sowohl in Kinderlosigkeit, in (einfacher) Elternschaft als auch in Kinderreichtum bestehen. Allerdings ist nicht davon auszugehen, dass sich solche Normen „zufällig“ entwickeln, sondern ihrerseits mit den Opportunitätsstrukturen des jeweiligen Kontextes in engem Zusammenhang stehen. Entsprechend wahrscheinlich ist es, dass sich die soziale Anerkennung durch den „Besitz“ von vielen Kindern in solchen sozialen Kontexten steigern lässt, in denen dieses ohnehin eine effiziente Strategie zur Steigerung des physischen Wohlbefindens darstellt. Ebenso wird sich soziale Anerkennung durch Kinderlosigkeit vornehmlich in solchen sozialen Kontexten steigern lassen, in denen Kinderlose im Wettbewerb um knappe, hoch bewertete Güter im Vorteil sind. Entsprechend sind solche Normen primär Ausdruck der Tradierung effizienter Routinelösungen im jeweiligen sozialen Kontext, denen zu folgen es sich so lange lohnt, wie sich nicht deutlich sichtbare Veränderungen in der Opportunitätsstruktur abzeichnen.
- Wenn der emotionale Nutzen von Kindern hoch bewertet wird, dann ist es ebenfalls keine effiziente Strategie, viele Kinder zu haben, da emotionaler Nutzen nicht in gleicher Weise kumuliert werden kann wie der Arbeits- und Versicherungsnutzen: Ein oder zwei Kinder können genauso viel psychische Befriedigung schaffen wie vier

oder mehr Kinder. Gleichzeitig steigen aber die absoluten (ökonomischen – und wahrscheinlich auch: psychischen) Kosten, so dass das Verhältnis bei niedriger Kinderzahl günstig, dagegen ungünstig bei Kinderlosigkeit und bei hoher Kinderzahl ist. Hierbei dürfte ein sich selbst verstärkender Prozess zur Beschränkung des generativen Verhaltens darin bestehen, dass Kinder in ihren emotionalen Beziehungen zu ihren Eltern konkurrieren. Entsprechend ist ihr Interesse an (zusätzlichen) Geschwistern umso geringer, je mehr sie ihnen in ihren Eigenschaften (z.B. Geschlecht und Alter) ähneln. Da dies nicht ohne Rückwirkungen auf die emotionale Qualität der Eltern-Kind-Beziehung bleiben wird, sinken entsprechend auch dadurch die Anreize für die Eltern, emotionalen Nutzen durch weitere Kinder zu optimieren.

## 2. Dauerhaftigkeit

Elternschaft ist mehr als jede andere soziale Beziehung auf Dauer angelegt und impliziert Selbstbindungen, die praktisch den gesamten verbleibenden Lebensverlauf einschließen. Diese langfristige Lebensverlaufsperspektive hat entscheidende Konsequenzen für die Ausgestaltung der elterlichen Investitionsstrategien und Kontrollrechte, für die Bindungen zwischen Eltern und Kindern, für die Entwicklung von „naiven Erziehungstheorien“ und für die Gerechtigkeitsvorstellungen in Generationenbeziehungen (Trommsdorff 1993; Voland 1993; Chasiotis und Keller 1995; Voland und Engel 2000).

- Wenn der Einkommens- und Arbeitsnutzen von Kindern hoch bewertet wird, dann wird sich die Effizienz elterlicher Kontrolle besonders auf die Nachkommen richten, die produktive Beiträge zur Haushaltsökonomie leisten, d.h. elterliche Kontrolle ist relativ gering, so lange Kinder keine eigenen Beiträge leisten, und sie erlischt, sobald die Kinder den Familienhaushalt verlassen. Dem entspricht, dass frühkindliche Pflegepraktiken durch einen weitgehenden „laissez-faire“-Stil gekennzeichnet sind und Pflege- und Erziehungsaufgaben von Kindern, die noch keinen produktiven Beitrag zur Familienökonomie leisten, häufig delegiert werden: Erziehung durch ältere Geschwister, durch verfügbare Verwandtschaftsmitglieder, durch Ammen und Pflegefamilien sind unter diesen Bedingungen besonders häufig anzutreffen. Mindestens bis zum Auszug aus dem Elternhaus sind Entscheidungs- und Handlungsautonomie keine hoch bewerteten Erziehungsziele, wohl aber frühe Selbständigkeit in der Erledigung von Aufgaben in der Haushaltsökonomie und Gehorsam (Whiting und Whiting 1975; Kornadt und Trommsdorff 1984; Trommsdorff 2001). Unter dem Gesichtspunkt des Einkommens- und Arbeitsnutzens ist der Verlust eines Kindes für die Eltern dann am größten, wenn die Anfangsinvestitionen in das Kind getätigt worden sind, aber noch kein Einkommensnutzen erzielt worden ist. Der Verlust ist dagegen relativ klein bei neugeborenen Kindern und bei Kindern, die aus der Haushaltsökonomie ausgeschieden sind. Die „Nachfrage“ nach (z.B. Adoptiv-)Kindern ist dagegen mit Beginn der haushaltsproduktiven Phase am größten, nach neugeborenen und erwachsenen Kindern dagegen am geringsten (Zelizer 1994). Restriktionen für materielle Investitionen in Kinder (z.B. im Falle von Krankheit) ergeben sich aus den erwarteten oder geleisteten Beiträgen zur Familienökonomie, d.h. sie sind bei

- kleineren Kindern geringer als bei herangewachsenen Kindern. Prävalenter Einkommens- und Arbeitsnutzen von Kindern hat unsichere Bindungen zwischen Eltern und Kindern zur Folge, insbesondere unter den „typischen“ Bedingungen von Armutsökonomie, hohen Geburtenraten und hoher Kindermortalität (deMause 1992).
- Wenn der Versicherungsnutzen von Kindern hoch bewertet wird, dann wird sich die Effizienz elterlicher Kontrolle darauf richten, dass die Nachkommen, von denen ein Beitrag zum Versicherungsnutzen erwartet wird, sich lebenslang eine unbedingte Loyalität zu ihren Eltern erhalten, und die elterliche Kontrolle wird auch im Erwachsenenalter der Kinder gleichbleibend hoch sein. Je stärker der Versicherungsnutzen von Kindern durch Humankapitalinvestitionen gesteigert werden kann, desto früher im Leben steigen die Leistungsanforderungen von Eltern an ihre Kinder und desto früher beginnen leistungsbezogene „pädagogische“ Interaktionen mit Kindern nicht nur durch Eltern, sondern auch in spezifischen, „leistungssteigernden“ Institutionen. Entscheidungs- und Handlungsautonomie bleiben lebenslang keine hoch bewerteten Erziehungsziele, wohl aber eine dauerhafte, pflichtbewusste und „harmonische“ Einpassung in das Sozialgefüge und Gehorsam sowie Loyalität entsprechend dem Anciennitätsprinzip. Da der Versicherungsnutzen im Gegensatz zum Arbeitsnutzen nicht kurvilinear verläuft, sondern stetig steigt, aber sich nicht auf alle Kinder gleich verteilen muss, ist zu erwarten, dass der Verlust eines Kindes umso stärker wiegt, je älter das Kind ist, wenn es in den Versicherungsnutzen einbezogen ist. Der Einsatz materieller Investitionen sollte entsprechend dem gleichen differentiellen Muster folgen, was sich auch in den differentiellen Mortalitätsrisiken von Kindern nach Alter, Geschwisterfolge und Geschlecht ablesen lassen sollte. Die Bindung zwischen Eltern und Kindern sollte umso sicherer sein, je höher der zu erwartende Versicherungsnutzen ist (häufig: Söhne höchster Parität), und umso unsicherer, je unwahrscheinlicher ein Versicherungsnutzen ist (häufig: Töchter niedriger Parität).
  - Der soziale Nutzen von Kindern braucht dann nicht durch die Effizienz elterlicher Investitionen gesteigert zu werden, wenn er sich aus der Elternschaft als solcher oder aus der reinen Anzahl der Nachkommen erschließt. Eine vornehmlich auf Statusnutzen bezogene Elternschaft wird zu unsicheren Bindungen zwischen den (vielen) Kindern und den Eltern führen, differenzielle Effekte der Bindung, der Nachfrage oder der Größe des Verlusts eines Kindes ergeben sich dadurch nicht. Wenn sich die soziale Anerkennung hingegen aus dem (späteren) Status der Kinder ergibt, dann richten sich die elterliche Kontrolle und die elterlichen Investitionen auf das Erreichen der jeweiligen Statusziele und die dafür erforderlichen Zwischengüter (wie z.B. Bildungszertifikate). Entsprechend richtet sich das Ausmaß der Bindung nach dem erwarteten oder erreichten Status des Kindes, und der Verlust ist umso größer, je höher der Status bereits ist, d.h. er wird typischerweise mit dem Alter des Kindes steigen. Wenn sich soziale Anerkennung aus neuen sozialen Beziehungen ergibt, dann wird dies effizient durch eine kontinuierlich zunehmende Entscheidungs- und Handlungsautonomie des Kindes erreicht, da sich dadurch mit größerer Wahrscheinlichkeit neue Verkehrskreise erschließen. Differentielle Effekte bezüglich Bindung, Nachfrage oder Verlust ergeben sich dadurch nicht.
  - Wenn der emotionale Nutzen von Kindern hoch bewertet wird, dann besteht eine effiziente elterliche Strategie der Nutzensteigerung darin, dem Kind so früh wie



möglich größtmögliche Entscheidungs- und Handlungsautonomie zu gewähren, da der Wert der emotionalen Gratifikation umso höher ist, je stärker die Unabhängigkeit der Persönlichkeit des Kindes ist. Entsprechend sind „Autonomie“ und „Kreativität“ durchgehend hoch bewertete Erziehungsziele, „Gehorsam“ und „frühe Selbständigkeit in der Aufgabenerfüllung“ jedoch nicht. Elterliche Investitionen werden sich entsprechend vor allem auf solche Aktivitäten und institutionelle Unterstützungen richten, von denen sie erwarten, dass sie der autonomen Persönlichkeitsentfaltung des Kindes dienen (Friedlmeier 1995; Trommsdorff 1995). Hohe emotionale Nutzererwartungen implizieren, dass in jedem Falle jede erdenkliche Anstrengung für die medizinische Versorgung des Kindes bis hin zum finanziellen Ruin der Familie unternommen wird, wobei es völlig gleich ist, welches Alter und welches Geschlecht das Kind hat, d.h. elterliche Investitionen verteilen sich gleich auf alle Nachkommen und unterliegen keinen besonderen Restriktionen. Da der emotionale Nutzen umso größer ist, je länger und exklusiver sich die Beziehung biographisch gestaltet, ist die Nachfrage nach (Adoptiv-)Kindern um so größer, je weniger Lebenszeit des Kindes bereits vergangen ist. Entsprechend wirkt bereits der Verlust eines Neugeborenen außerordentlich schwer. Die Bindung zwischen Eltern und Kindern sollte umso sicherer sein, je höher der erwartete emotionale Nutzen aus dieser Beziehung ist.

### 3. Kontextopportunitäten und -restriktionen

Die wichtigste Restriktion des Besitzes von Kindern sind die jeweiligen relativen ökonomischen Kosten des Aufwachsens von Kindern, die sich sowohl durch die Preise der Aufwendungen für Kinder als auch durch die Länge der Zeit, für die diese Aufwendungen aufzubringen sind, bestimmen. Kontextopportunitäten ergeben sich sowohl aus den Bedingungen für das Aufwachsen von Kindern als auch daraus, inwiefern sich Gelegenheiten für den instrumentellen Einsatz von Kindern insbesondere für die Steigerung des physischen Wohlbefindens bieten.

- Restriktionen wirken insbesondere auf den Arbeitsnutzen von Kindern, da dieser auf einer Optimierung durch hohe Kinderzahlen basiert. Entsprechend gilt, dass Anreize für die Realisierung des Einkommensnutzens durch Kinder insbesondere dann gegeben sind, wenn die Investitionen in der Höhe gering sind und keine lange Zeitspanne umfassen *und* wenn Gelegenheiten für die Einkommenserzielung durch unqualifizierte Arbeit (oder gelegentlich, unter sehr speziellen Bedingungen: durch hohe, auf der Anzahl der zu versorgenden Kinder basierenden sozialstaatlichen Transferzahlungen) gegeben sind. Unter solchen Bedingungen hat eine Produktion, die auf familiär-verwandschaftlichen Beziehungen basiert, für *alle* Beteiligte große Vorteile: Die Langfristigkeit der intergenerativen Beziehungen bietet einmal eine Basis dafür, die Relation zwischen Arbeit und Entlohnung „elastisch“ zu handhaben, bis hin zu der Möglichkeit, die „Gerechtigkeit“ der Entlohnungen über den gesamten Lebensverlauf hinweg zu bilanzieren. Da zum anderen die Produktion mehr auf Loyalität als auf Qualifikation basiert, ist zudem die soziale Kontrolle in solchen intergenerativen Beziehungen effizienter als in „reinen“ Arbeitsbeziehungen: Kinder können weder ihre Arbeitsbeziehung ohne weiteres kündigen noch einfach davonlaufen. Diese Ge-

legenheiten werden in dem Maße abnehmen, wie die jeweilige Gesellschaft durch zunehmende funktionale Differenzierung und berufliche Spezialisierung ihre Effizienz über Humankapitalinvestitionen steigert. Dies dürfte die theoretische Erklärung der Trendhypothese von Leibenstein (1957) sein, dass der Einkommensnutzen von Kindern im Modernisierungsprozess schneller abnimmt als ihr Versicherungsnutzen. Der Einkommensnutzen von marktmäßig angebotener unqualifizierter Arbeit durch Kinder nimmt schneller ab als der durch Arbeitsbeiträge innerhalb der Haushaltswirtschaft. Männliche Nachkommen profitieren entsprechend im Prozess zunehmender funktionaler Differenzierung von Gesellschaften früher von Humankapitalinvestitionen der Eltern als weibliche Nachkommen. Die jeweiligen Opportunitäten haben somit einen einschneidenden Einfluss insbesondere auf generatives Verhalten, das die Optimierung des Einkommensnutzens von Kindern zum Ziel hat. Funktionale Differenzierung von Gesellschaften hat deshalb eine schnelle Abnahme hoher Kinderzahlen zur Folge.

- Deutlich anders sieht dies hinsichtlich des Versicherungsnutzens von Kindern aus. Zwar gilt generell, dass mit der funktionalen Differenzierung von Gesellschaften regelmäßig auch das Entstehen von institutionellen Lösungen der Absicherung gegen die Risiken des Lebens verbunden ist, die nicht auf direkten Generationenbeziehungen basieren. Ob aber diese institutionellen Lösungen als effizientere, verlässlichere Alternativen wahrgenommen werden, hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab – nicht zuletzt davon, ob trotz faktisch entzogener Kontrolle noch eine hinreichende Auszahlung aus dem Kollektivgut zu erwarten ist. Gesellschaften variieren jedoch beträchtlich darin, ob solchen staatlichen oder privatwirtschaftlich organisierten Institutionen ein größeres Vertrauen entgegengebracht wird als z.B. „starken“ familiärverwandtschaftlichen Beziehungen. In jedem Falle lassen sich auch „moderne“ gesellschaftliche Bedingungen denken, unter denen der Versicherungsnutzen von eigenen Kindern *nicht* abnimmt, obwohl Gelegenheiten für den Einkommensnutzen von Kindern längst entfallen sind. Unter solchen Bedingungen kann die Optimierung des Versicherungsnutzens nur darin bestehen, hohe Auszahlungen durch größtmögliche Investitionen in das Humankapital der Kinder zu erzielen. Da diese Investitionen (insbesondere in Gesellschaften, in denen die Preise der Ausbildung von den Abnehmern direkt zu zahlen sind) sowohl hoch als auch langfristig sind, wirken sich hier Budgetrestriktionen besonders scharf aus. Die Optimierung wird deshalb vorzugsweise darin bestehen, alle verfügbaren Ressourcen auf möglichst wenige Nachkommen zu konzentrieren. Der Höhe des dadurch erzielbaren Versicherungsnutzens stehen dabei allerdings hohe Risiken entgegen, die sich sowohl aus der Langfristigkeit der Investitionen als auch aus der Konzentration auf wenige Nachkommen ergeben (Kohlmann 2000): Während etwa die kurzfristige Budgeterweiterung durch Kinderarbeit zwar geringe, aber sichere Auszahlungen verspricht, ist zum einen fraglich, ob sich die vermehrten Bildungsausgaben für „das“ Kind tatsächlich in einem höheren Bildungsabschluss und ob dieser in einem höheren Erwerbseinkommen resultiert, da eine Risikostreuung kaum möglich ist. Zum anderen ist fraglich, ob diese Investitionen in weiterführende Bildung nicht zugleich die zukünftige Bereitschaft der Kinder negativ beeinflussen, zum Haushaltsbudget der Eltern beizutragen. Die Langfristigkeit dieser Investitionen in den Versicherungsnutzen „des“ Kindes steigert

somit die Anforderungen an die Stabilität der intergenerativen Beziehungen. Zugleich ist unter solchen Bedingungen zu erwarten, dass zwar die Anzahl der Nachkommen drastisch sinkt, aber gleichzeitig die Kinderlosigkeit nicht ansteigt.

- Für den Sonderfall des Statusnutzens von vielen Kindern entspricht die Wirkungsweise der Kontextopportunitäten der beim Einkommensnutzen von Kindern. Die günstigsten Bedingungen sind somit dann gegeben, wenn die Investitionen in der Höhe gering sind und keine lange Zeitspanne umfassen. Besonders wirksam auf das generative Verhalten dürften sich bei potenziellen Eltern, die den Statusnutzen von Kindern hoch bewerten, solche sozialstaatlichen Transferzahlungen erweisen, die an die Anzahl der Kinder gebunden sind.
- Auf den emotionalen Nutzen von Kindern wirken Kontextopportunitäten vornehmlich als Schwellenwert für *Elternschaft*, d.h. ob überhaupt ein Kind geboren wird, jedoch kaum noch auf die Geburt weiterer Kinder. Von besonderer Bedeutung hierbei ist das Vorhandensein von sozialen Netzwerken und Infrastrukturoportunitäten, die ein psychisch unbelastetes und sozial konfliktfreies Aufwachsen von Kindern ermöglichen. Das Vorhandensein dieser Netzwerke und Infrastruktur wird jedoch nur marginalen Einfluss auf die Geburt weiterer Kinder haben.

Insgesamt wird damit die Steigerung des physischen Wohlbefindens durch Kinder stärker durch großräumige sozial-ökologische Kontexte, wie staatliche Bildungsinstitutionen und regionale Arbeitsmärkte beeinflusst, wohingegen die Steigerung der sozialen Anerkennung durch Kinder eher von kleinräumigen Faktoren abhängt, wie z.B. der Qualität und dem Anreichtum der Wohnung und der sozialen Zusammensetzung von Nachbarschaft und Verwandtschaft (Nauck 1989a).

#### 4. Individuelle Ressourcen der Eltern

In welcher Weise Kinder als Zwischengüter für die Optimierung von physischem Wohlbefinden und sozialer Anerkennung eingesetzt werden, hängt weiterhin von den individuellen Ressourcen der (potenziellen) Eltern an ökonomischem Kapital und an Humankapital ab. Je geringer die Ressourcen der Eltern sind, desto kurzfristiger werden die Nutzenerwartungen an Kinder sein, d.h. der Einkommens- und Arbeitsnutzen wird höher bewertet werden als der Versicherungsnutzen, und der Statusnutzen von Kindern wird höher bewertet werden als der emotionale Nutzen.

- Der Anreiz, den Einkommensnutzen von Kindern hoch zu bewerten, ist umso höher, je geringer das Humankapital und das ökonomische Kapital der Eltern ist, da sich dadurch alternative Optimierungsmöglichkeiten drastisch reduzieren, d.h. hohe Kinderzahlen ergeben sich insbesondere aus Alternativlosigkeit und stellen damit eine spezielle Form der Haushaltsökonomie unter Armutbedingungen dar. Dieser Effekt wirkt weit gehend unabhängig von den jeweiligen Kontextbedingungen und ist auch dann wirksam, wenn etwa keine sozialstaatlichen Maßnahmen existieren, die speziell die Kosten für die Kindererziehung kompensieren, vielmehr ist er am stärksten in transferzahlungs-"freien" Kontexten.
- Der Anreiz, den Versicherungsnutzen von Kindern hoch zu bewerten, nimmt ebenfalls stark direkt mit dem ökonomischen Kapital und indirekt mit dem Humankapi-

tal der (potenziellen) Eltern ab, wobei insbesondere das ökonomische Kapital alternative Möglichkeiten der Absicherung gegen die Risiken des Lebens eröffnet. Allerdings lassen sich Kontextbedingungen benennen, unter denen sich dieser Effekt erheblich abschwächt: In Phasen rascher Modernisierung einer Gesellschaft werden sich Investitionen in das Humankapital der eigenen Kinder besonders hoch (und: einigermaßen sicher) auszahlen, wohingegen in Phasen gesellschaftlicher Konsolidierung solche Auszahlungen immer unsicherer (jedenfalls aber: geringer) ausfallen werden. In Gesellschaften mit notorisch hohen Inflationsraten auf dem Kapitalmarkt werden Investitionen in das Humankapital der eigenen Kinder als vergleichsweise sichere Form der Kapitalanlage erscheinen, so dass auch für die Bezieher mittlerer und höherer Einkommen diese Option attraktiv bleibt – insbesondere dann, wenn kein Anlass für Zweifel an der lebenslangen Stabilität der intergenerativen Beziehungen besteht.

- Der Anreiz, den sozialen Nutzen von Kindern für die Stiftung und Aufrechterhaltung von sozialen Beziehungen hoch zu bewerten, die der Optimierung von sozialer Anerkennung dienen, sinkt, je höher das ökonomische und das Humankapital der (potenziellen) Eltern ist, da damit die Möglichkeiten der Steigerung von sozialer Anerkennung über alternative Zwischengüter zunehmen. Allerdings wird dieser Effekt bei weitem schwächer ausfallen als beim Einkommens- und Versicherungsnutzen. Dies liegt einerseits daran, dass sich mit dem ökonomischen und kulturellen Kapital auch die Schattenpreise (zeitaufwendiger) familienexterner Sozialbeziehungen erhöhen, so dass intergenerative Beziehungen wegen ihrer leichten Verfügbarkeit und ihrer Sicherheit attraktiv bleiben, zumal bei ihnen auch keine Suchkosten zur Etablierung dieser Beziehungen anfallen. Zum anderen sind sie wegen ihres geringen Spezialisierungsgrades (in der Terminologie des Struktur-Funktionalismus: ihrer „Diffusität“) hochgradig effizient, eine Vielzahl von persönlichen Bedürfnissen mit einem gleichbleibenden Personenkreis zu befriedigen (Hill 1999).
- Bereits Leibenstein (1957) hat angenommen, dass dagegen der emotionale Nutzen weitgehend unbeeinflusst von den Kontextopportunitäten und den individuellen Ressourcen ist und damit eine konstante Größe darstellt. Da jedoch die anderen Nutzenfunktionen von Kindern (in je unterschiedlichem Maße) in Abhängigkeit von den Opportunitäten und Ressourcen abnehmen, erhält der emotionale Nutzen von Kindern seine besondere Sichtbarkeit in funktional differenzierten Gesellschaften und bei (potenziellen) Eltern mit hohen individuellen Kompetenzen und Ressourcen. Unter Knappheitsbedingungen wird dagegen der emotionale Nutzen der Kinder von den anderen Nutzenfunktionen (teilweise vollständig) überlagert und ist damit als individueller Handlungsanreiz kaum sichtbar.

Innerhalb desselben sozialen Kontextes (und damit: bei gleichbleibenden Kontextopportunitäten) werden somit insgesamt die Anreize für eine Hochbewertung des Einkommens-, des Versicherungs- und des Statusnutzens von Kindern jeweils bei (potenziellen) Eltern mit geringen ökonomischen und kulturellen Ressourcen höher sein als bei Eltern mit hohen individuellen Ressourcen, während der emotionale Nutzen von Kindern in keinem Zusammenhang mit den individuellen Ressourcen der Eltern steht.

## 5. Institutionelle Ausgestaltung von Generationenbeziehungen

Wie Kinder als Zwischengüter für die Optimierung von physischem Wohlbefinden und sozialer Anerkennung eingesetzt werden können, wird wesentlich durch die institutionellen Regelungen strukturiert und begrenzt, die die Ausgestaltung der Generationenbeziehungen in der jeweiligen Gesellschaft betreffen. Solche institutionellen Regelungen sind nicht zuletzt an den prävalenten Heirats- und Erbschaftsregeln ablesbar (Zelditch 1964; Nauck und Schönplflug 1997). So unterscheiden sich Gesellschaften erheblich danach, ob affinalverwandtschaftliche oder deszendenzverwandtschaftliche Beziehungen in den institutionellen Regelungen dominieren. Ein affinalverwandtschaftliches Regime ist zumeist durch „romantische Liebe“ legitimierte selbständige Partnerwahl und durch eine Höherbewertung der Solidarität zwischen den Ehegatten charakterisiert und hat in der Regel eine starke Trennung zwischen Gattenfamilie und den Herkunftsfamilien zur Folge. Die Erbschaftsregeln begünstigen entsprechend zunächst einmal den hinterbliebenen Ehegatten und bei Konflikten gilt die primäre Solidarität den Mitgliedern der Gattenfamilie. Ein deszendenzverwandtschaftliches Regime basiert dagegen primär auf der intergenerationalen Solidarität in der Abstammungsgemeinschaft; entsprechend wahrscheinlich ist eine hohe Einflussnahme der Eltern (und der weiteren Abstammungsverwandtschaft) auf die Auswahl von Ehepartnern und eine stärkere Begünstigung der Kinder in Erbschaftsregelungen. Im Falle von Konflikten gilt die primäre Solidarität stets der eigenen Affinalverwandtschaft. Kinder sind in Gesellschaften mit prävalenter Deszendenzsolidarität wichtigere Zwischengüter in der sozialen Produktionsfunktion als in Gesellschaften mit prävalenter Affinalsolidarität. Allerdings ist mit dem Primat der Deszendenz typischerweise verbunden, dass entweder Matrilinearität oder Patrilinearität dominiert, da beide Abstammungssysteme nicht gleichzeitig dominieren können.

- Ob eine Gesellschaft deszendenz- oder affinalverwandtschaftlich organisiert ist, hat insofern einen Einfluss auf den Arbeitsnutzen von Kindern, als dieser außer vom Alter und Geschlecht der Kinder auch von ihrer Stellung zu den Eltern abhängt. Während in deszendenzverwandtschaftlich organisierten Gesellschaften hierbei *keine* Unterschiede gemacht werden, d.h. eingetragenen Kindern werden grundsätzlich die gleichen alters- und geschlechtsspezifischen Aufgaben übertragen wie den leiblichen Kindern, ist dies in affinalverwandtschaftlichen Gesellschaften eher nicht der Fall, d.h. es macht für den Arbeitsnutzen einen Unterschied, ob es sich z.B. um die leibliche oder die Schwiegertochter handelt. Der potenzielle Arbeitsnutzen leiblicher Kinder ist in affinalverwandtschaftlich organisierten Gesellschaften jeweils *größer* als der eingetragener Kinder.
- In deszendenzverwandtschaftlich organisierten Gesellschaften ist die intergenerationale Solidarität stärker institutionell abgesichert, was Versicherungsnutzen von Kindern sicherer macht als in affinalverwandtschaftlichen Gesellschaften. Allerdings betrifft die institutionelle Absicherung direkt nur solche Kinder, die dem Geschlecht angehören, über das die Deszendenz jeweils organisiert ist. Entsprechend besteht nur bei ihnen die Möglichkeit, über langfristige (Bildungs-)Investitionen den Versicherungsnutzen zu optimieren, wohingegen für einetragende Kinder nur die Möglichkeit der Optimierung über die Kontrolle der Partnerwahl erfolgen kann. Das Inte-

resse an der Optimierung des Arbeits- und Versicherungsnutzens von einheiratenden Kindern schafft in deszendenzverwandtschaftlich organisierten Gesellschaften somit einen (weiteren, die institutionellen Regelungen stabilisierenden) Anreiz zur elterlichen Kontrolle der Heirat ihrer Kinder.

- In deszendenzverwandtschaftlich organisierten Gesellschaften ist zugleich stärker abgesichert, dass der Besitz von Kindern die soziale Anerkennung der (potenziellen) Eltern zumindest innerhalb der Abstammungsgemeinschaft selbst steigert, da die Kinder sichtbarer Ausweis der erfolgreichen Fortführung der Abstammungslinie sind. Dies gilt insbesondere für Kinder des Geschlechts, über die die Abstammungslinie organisiert ist: Je höher die Anzahl der männlichen Nachkommen in patrilinearen Gesellschaften oder je höher die Anzahl der weiblichen Nachkommen in matrilinearen Gesellschaften, desto stärker steigt der relative soziale Status der Eltern in der Abstammungsgemeinschaft. Dieser Statuszugewinn ist – mangels alternativer Ressourcen – von besonderer Bedeutung für das in die Verwandtschaftslinie eingeheiratete gegengeschlechtliche Elternteil.
- In deszendenzverwandtschaftlich organisierten Gesellschaften besteht schließlich ein starker Anreiz, die emotionalen Beziehungen zu Personen aus der Abstammungslinie stark von solchen zu trennen, die zu Personen aus der Affinalverwandtschaft bestehen mögen – einschließlich des Ehepartners. In affinalverwandtschaftlich organisierten Gesellschaften ist dagegen die Konkurrenz von emotionalen Beziehungen zwischen den Ehegatten einerseits und in den Eltern-Kind-Beziehungen andererseits institutionalisiert. Da die (schwachen) Abstammungsbeziehungen in affinalverwandtschaftlichen Gesellschaften zusätzlich typischerweise bi-linear organisiert sind, schwächt dies den Einfluss der Herkunftsfamilien auf die Gattenfamilien weiter und lässt diese zu einer intimisierten Gruppe mit besonders starken Außengrenzen werden. Entsprechend bilden Kinder nur in affinalverwandtschaftlichen Gesellschaften ein nicht transferierbares, „ehespezifisches“ Kapital (im Sinne der Mikro-Ökonomie).

## 6. Institutionelle Ausgestaltung der Geschlechterverhältnisse

Je stärker in einer Gesellschaft institutionelle Regelungen dominieren, die deszendenzverwandtschaftlichen Beziehungen den Vorrang vor affinalverwandtschaftlichen Beziehungen geben, desto stärker ist die Statusdifferenzierung zwischen den Geschlechtern. Je stärker die Statusdifferenzierung zwischen Geschlechtern, desto stärker unterscheiden sich die Loyalitätserwartungen, die an männliche und an weibliche Nachkommen gestellt werden, und desto stärker unterscheiden sich elterliche Investitionsstrategien geschlechtsspezifisch. Die inhärenten Mechanismen sollen im Folgenden am Beispiel des prävalenten Typs der patrilinear organisierten Abstammungsgemeinschaft dargestellt werden, sie wären in matrilinear organisierten Gesellschaften entsprechend umgekehrt.

- Die starke Geschlechterdifferenzierung und die Geschlechtspräferenz für Jungen in patrilinearen Gesellschaften ist verbunden mit einer statusdifferenzierten, geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung, die sich auf den Arbeitsnutzen von männlichen und weiblichen Nachkommen auswirkt. Dies hat zur Folge, dass unter dem



- Gesichtspunkt des Arbeitsnutzens in der Haushaltsökonomie eine einseitige Konzentration nur auf männliche Nachkommen keineswegs eine optimale Strategie in patrilinearen Gesellschaften darstellt. Männliche Nachkommen können nicht ohne weiteres für Aufgaben herangezogen werden, die für weibliche Haushaltsmitglieder vorgesehen sind, d.h. statusniedrige Nachkommen sind für eine Vielzahl von Aufgaben flexibler einsetzbar (Schiffauer 1987). Entsprechend erhöht die hauswirtschaftliche Effizienz auch den Anreiz, die den Haushalt verlassenden weiblichen Nachkommen umgehend durch Schwiegertöchter zu substituieren, was seinerseits zu einem frühen, standardisierten Verheiraturprozess von weiblichen Nachkommen in patrilinearen Gesellschaften beiträgt. Ausgeprägtere Geschlechtspräferenzen ergeben sich dann, wenn es sich nicht um den Arbeits-, sondern um den Einkommensnutzen von Kindern handelt: Da der erzielte Einkommensnutzen von männlichen Nachkommen nicht nur sicherer ist und länger anhält, sondern – wegen der sich durch die Kombination von Humankapitalinvestitionen und Verweildauer auf dem Arbeitsmarkt erzielbaren höheren Einkommen – in der Regel auch höher ist, wird sich durch eine Abkehr von der Subsistenzwirtschaft zur arbeitsteiligen Marktwirtschaft die Geschlechtspräferenz zugunsten von männlichen Nachkommen in patrilinear organisierten Gesellschaften erhöhen. Seitens des Geschlechts der Eltern ergeben sich somit auch in patrilinearen Gesellschaften keine Unterschiede in der Nachfrage nach dem Einkommens- und Arbeitsnutzen von Kindern, d.h. Väter und Mütter unterscheiden sich diesbezüglich nicht in ihren Kontrollinteressen. In affinalverwandtschaftlich organisierten Gesellschaften bestehen weder besondere Anreize für eine geschlechtsspezifische Differenzierung des Arbeits- und Einkommensnutzens von Kindern noch für eine geschlechtsspezifische Differenzierung der elterlichen Kontrollinteressen.
- Aus der unterschiedlichen Verweildauer von Nachkommen unterschiedlichen Geschlechts in der deszendenzverwandtschaftlichen Gemeinschaft ergeben sich geschlechtsspezifisch differenzierte Optimierungsstrategien für den Versicherungsnutzen von Kindern: In patrilinearen Gesellschaften gehören nur männliche Nachkommen, in matrilinearen Gesellschaften nur weibliche Nachkommen lebenslang der Abstammungsgemeinschaft an, während die jeweils andersgeschlechtlichen Nachkommen zumindest langfristig keine Beiträge zur Absicherung der Risiken des Lebens der Eltern leisten werden, da sie aus der Abstammungsgemeinschaft ausscheiden. Sie stellen somit ausschließlich ein Potential für Einkommens- und Arbeitsnutzen bis zur Einheirat in eine andere Abstammungsgemeinschaft dar, so dass sich für sie unter dem Gesichtspunkt des Versicherungsnutzens keine Anreize für langfristige Investitionen in ihr Humankapital ergeben. Da in patrilinearen Gesellschaften der Verheiraturprozess von weiblichen Nachkommen besonders früh einsetzt und zu einem schnellen Abschluss kommt, begünstigt dies deutliche Altersunterschiede zwischen Ehepaaren. Zusammen mit der regelmäßig höheren weiblichen Lebenserwartung ergibt dies eine ausgeprägte Überlebenswahrscheinlichkeit von Ehefrauen gegenüber ihren Ehemännern. Entsprechend gilt, dass in patrilinear organisierten Gesellschaften das Interesse am Versicherungsnutzen der (männlichen) Nachkommen stärker ausgeprägt ist als in affinalverwandtschaftlichen Gesellschaften, und dass dieses Interesse bei Müttern stärker ist als bei Vätern.

- Da die soziale Anerkennung aus der Kontrolle über wichtige Zwischengüter erwächst, wird der soziale Nutzen von Kindern in patrilinearen Gesellschaften spezifisch und direkt über die Anzahl der männlichen Nachkommen optimiert, da sie dauerhafter unter der Kontrolle der Eltern stehen. Entsprechend steigt die soziale Anerkennung in patrilinearen Gesellschaften für Väter und Mütter linear mit jeder Geburt eines weiteren Sohnes. Zwischen dem sozialen Status der Eltern und dem sozialen Nutzen von männlichen Nachkommen besteht ein multiplikatives Verhältnis, d.h. er ist am größten in statushohen Familien und gering in statusniedrigen Familien. In affinalverwandtschaftlich organisierten Gesellschaften wird der soziale Nutzen von Kindern ausschließlich über die durch sie (zusätzlich) generierten, „schwachen“ sozialen Beziehungen optimiert, wobei dann das Geschlecht des Kindes keine Rolle spielt, da männliche und weibliche Nachkommen in gleicher Weise Chancen für soziale Kontakte generieren. In Gesellschaften mit affinalverwandtschaftlichem Regime bestehen somit nur schwache Anreize, den sozialen Status durch Kinder zu optimieren.
- Grundsätzlich sind Mädchen und Jungen – für Mütter und Väter – in gleicher Weise eine Quelle emotionaler Befriedigung, doch unterscheiden sich deszendenz- und affinalverwandtschaftliche Gesellschaften in ihren Opportunitätsstrukturen. Je stärker in einer Gesellschaft die Geschlechtersegregation ist, desto weniger können emotionale Nutzenerwartungen durch Kinder beiderlei Geschlechts optimiert werden. In deszendenzverwandtschaftlich organisierten Gesellschaften richten sich wegen der Statusdifferenzierung und der Segregation der Geschlechter die Präferenzen der Eltern jeweils auf Nachkommen des eigenen Geschlechts, d.h. Väter werden Jungen, Mütter werden dagegen Töchter als die größere Quelle emotionalen Nutzens vorziehen. Die Sicherheit dieses Nutzens ist jedoch geschlechtsspezifisch unterschiedlich: Während für Väter die lebenslange Dauer dieser Beziehung wahrscheinlich ist, stellt für Mütter das Überwechseln der Tochter in eine andere Lineage einen erheblichen Unsicherheitsfaktor dar. Andererseits sind für das jeweils statusniedere Geschlecht die Anreize, soziale Anerkennung durch gleichgeschlechtliche, starke soziale Beziehungen zu erhöhen, besonders groß. In patrilinearen Gesellschaften werden Mütter deshalb zwar eine ausgeprägte Präferenz für Mädchen entwickeln, wenn der emotionale Nutzen von Kindern prävalent ist, doch ist diese Beziehung durch größere Unsicherheit gekennzeichnet. In affinalverwandtschaftlichen Gesellschaften mit ihrer bilinearen Organisation der Deszendenz bestehen dagegen bei beiden Eltern große Anreize zur „vollständigen“ Reproduktion, d.h. die „ideale“ Familie wird auf der Basis dieser Nutzenerwartungen einen „kompletten“ Rollensatz aus Mutter, Vater, Tochter und Sohn umfassen.

*V. Diskussion: Gibt es nur einen Modernisierungspfad des generativen Verhaltens und der Generationenbeziehungen?*

Der Versuch einer systematischen Ausarbeitung einer speziellen Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen auf der Basis des ‚Wertes von Kindern‘ macht es leicht, Gesellschaften nach ihrer jeweiligen Konstellation von

Randbedingungen einzuordnen und die Unterschiede zu erklären. Er trägt damit erheblich zur Endogenisierung von „kulturellen“ Faktoren in einem allgemeinen Erklärungsmodell bei. Die spezielle Handlungstheorie macht so beispielsweise verständlich, dass in kulturvergleichender Perspektive das in Deutschland und ähnlichen Gesellschaften mit großer kultureller Legitimität versehene und in großer struktureller Homogenität gelebte Muster des Kindschaftsverhältnisses (Nauck 1997a) weltweit gesehen ein sehr spezielles ist. Diese Theorie hat aber auch die Bedingungen benannt, an die diese spezifische Ausprägung der Generationenbeziehungen und des generativen Verhaltens gebunden sind, nämlich an ein weithin akzeptiertes Regime der Dominanz von Affinalverwandtschaft und der Exklusivität der familiären Gruppe verbunden mit einem großen Vertrauen in staatlich organisierte Sicherungssysteme gegen die Risiken des Lebens und einem allgemein hohen Wohlfahrtsniveau, das sich in den individuellen Ressourcen der (potenziellen) Eltern niederschlägt. Für Deutschland ist offensichtlich, dass *eigene* Kinder in der sozialen Produktionsfunktion keine effizienten Zwischengüter sind, wenn es darum geht, das elterliche physische Wohlbefinden zu erhalten oder zu steigern: Kinder tragen weder durch Arbeit noch durch Einkommen wesentlich zum elterlichen Haushalt bei. Eine Versicherung gegen die Risiken des Lebens durch eigene Kinder entspricht weitgehend einem umgekehrten Subsidiaritätsprinzip: Sie greift erst dann, wenn alle anderen Sicherungssysteme versagen (die Pflegeversicherung ist ein treffendes Beispiel dafür, wie direkte Generationenbeziehungen in ein kollektives Sicherungssystem integriert worden sind). Ein differenzierteres Bild ergibt sich hinsichtlich des Zwischengutes ‚Kind‘ im Hinblick auf den Erhalt oder die Steigerung der sozialen Anerkennung. Einerseits ist davon auszugehen, dass wegen der hohen Exklusivität der familiären Gruppe der Statusnutzen von Kindern außerordentlich gering ist, und solche sozialen Kontexte, in denen Kinderlosigkeit prämiert wird, zunehmen, so dass die Anzahl der Personen, für die Kinder neue soziale Kontakte stiften, gegenüber solchen, bei denen Kinder soziale Kontakte verhindern, wahrscheinlich sinkt. Andererseits ist die Effizienz von Generationenbeziehungen für die Optimierung von emotionalem Nutzen außerordentlich groß. Sie dürften insbesondere für solche Personengruppen alternativlos sein, deren Erwerbsleben durch hochformalisierte, spezifische Tätigkeiten gekennzeichnet sind. Es kann deshalb nicht überraschen, dass der emotionale Nutzen von Kindern den ‚frame‘ von generativem Verhalten und Generationenbeziehungen in außerordentlich starkem Maße dominiert. Allerdings wird mit der Tertiärisierung der Wirtschaft der Personenkreis größer, für die die Alternativen der Optimierung von emotionalem Nutzen zunehmen. Dies wird zur weiteren Polarisierung der Bevölkerung in einen familiären Sektor, der um das Optimum von zwei Kindern für den emotionalen Nutzen oszilliert, und einen nichtfamiliären Sektor, d.h. steigender Kinderlosigkeit, beitragen. Insofern trägt die spezielle Handlungstheorie zur Tiefenerklärung der Zeitdiagnosen des generativen Verhaltens in Deutschland bei (Kaufmann 1995; Huinink 1989, 1995; Strohmeier und Schulze 1995).

Die spezielle Handlungstheorie macht auf der anderen Seite auch verständlich, warum in Armutsgesellschaften hohe Kinderzahlen wahrscheinlich sind. Das besondere Verdienst der VOC-studies in den 70er Jahren ist es sicher gewesen, einen Begründungszusammenhang dafür entwickelt zu haben, warum hohe Kinderzahlen weder das Resultat „blinden“ Festhaltens an überkommenen „kulturellen“ Traditionen noch das

Resultat mangelnder Kenntnisse über effektive Methoden der Geburtenkontrolle sind. Vielmehr haben die empirischen Resultate eindrücklich verdeutlicht, dass unter solchen Konstellationen von Kontextopportunitäten und individuellen Ressourcen (potenzielle) Eltern ein großes „vernünftiges“ Interesse an vielen Nachkommen haben müssen. Entsprechend ist die Sorge, nicht genügend Nachkommen bekommen oder durch die ersten Lebensjahre hindurchbringen zu können, weitaus verbreiteter als der Wunsch nach Verhinderung zusätzlicher Geburten (Darroch et al. 1981). Diese Theorie hat aber auch die Bedingungen benannt, an die diese Ausprägung der Generationenbeziehungen und des generativen Verhaltens gebunden sind, nämlich an ein niedriges Wohlfahrtsniveau und hohe Risiken des Lebens bei gleichzeitigem Fehlen von außerfamiliären Sicherungssystemen, wodurch es dann zumeist zu deszendenzverwandtschaftlich organisierten Solidargemeinschaften keine realistischen Alternativen gibt. Die Handlungstheorie hat darüber hinaus erklärt, wie diese Bedingungen mit spezifischen Nutzenerwartungen von (potenziellen) Eltern an Kinder und an Generationenbeziehungen verbunden sind, durch welche Handlungsalternativen diese Nutzenerwartungen effizient verfolgt werden und welche Bedeutung eigene Kinder hierbei dann nicht nur zur direkten Wohlfahrtsproduktion der Herkunftsfamilie sondern darüber hinaus zur Wahrung und zum Ausgleich der Kontrollinteressen von Abstammungsgemeinschaften etwa im Austausch gegen andere Güter haben. Für Armutsgesellschaften ist dabei offensichtlich, dass *eigene* Kinder in der sozialen Produktionsfunktion äußerst effiziente, alternative Zwischengüter sind, wenn es darum geht, das physische Wohlbefinden zu erhalten oder zu steigern, wobei durch die Kurzfristigkeit des Planungshorizonts der Arbeitsnutzen von Kindern Vorrang vor dem späteren Versicherungsnutzen hat. Es kann unter solchen Bedingungen dann auch nicht verwundern, dass der sichtbare Ausweis von Kontrolle über ein so wichtiges Zwischengut, nämlich der „Besitz“ von vielen Kindern, zugleich unmittelbar zur Steigerung des sozialen Status beiträgt. Ebenso wenig kann verwundern, dass die Bewältigung solcher Knappheitsprobleme die Kultivierung von intimen personalen Beziehungen in den Hintergrund treten lässt, zumal die hohen Lebensrisiken auch zur Folge haben, dass „Unbestimmtheit der Dauer der Beziehung“ nicht die Konnotation von „unendlich“ oder „lebenslang“ hat. Entsprechend ist ein mögliches schnelles Ende der Beziehung hochpräsent und hat wahrscheinlich eine eher unsichere Bindung zwischen Eltern und Kindern zur Folge. Insofern trägt die spezielle Handlungstheorie wesentlich auch zur Tiefenerklärung des generativen Verhaltens in Armutsgesellschaften bei. Dass die spezielle Handlungstheorie sowohl die Tiefenerklärung des generativen Verhaltens und der Generationenbeziehungen in korporatistischen Wohlstandsgesellschaften als auch in Armutsgesellschaften einschließt, macht ihren großen Geltungsbereich offensichtlich und demonstriert ihren Gehaltsreichtum.

Versuche, diesen Wandel des generativen Verhaltens von hoher Fertilität zu geringen oder ausbleibenden Nachkommen als eindimensionalen Modernisierungsprozess zu beschreiben, hat es viele gegeben. Würde diese spezielle Handlungstheorie hierzu eine *vollständigere und gehaltsreichere* Alternative anbieten, wäre dies bereits ein deutlicher Fortschritt. Auf der Basis der Theorie sozialer Produktionsfunktionen geht diese spezielle Handlungstheorie aber auch insofern über bisherige Erklärungsversuche hinaus, als die Berücksichtigung von institutionellen Regelungen gehaltvolle Brückenhypothesen über die kontextabhängige Effizienz des Zwischengutes „Kind“ generiert. Dies

führt dann auch zu teilweise anderen Schlussfolgerungen, was die „Modernisierung“ des generativen Verhaltens und der Generationenbeziehungen anbetrifft, als dies die Modelle des demographischen Übergangs und die bislang vorgelegten mikroökonomischen Erklärungsversuche nahe legen. Beiden ist nämlich die implizite Vorstellung gemeinsam, dass ausschließlich das affinalverwandtschaftliche Regime, zu dessen konstitutiven Merkmalen die bilineare Abstammung, die Konsensualehe, die „freie“ Wahl des Ehepartners, die Exklusivität der familiären Gruppe und die Interdependenz der Beziehungen zwischen den Ehepartnern und den Generationen gehören, selbst Kennzeichen des Modernisierungsprozesses ist. Dagegen werden deszendenzverwandtschaftliche Regimes allenfalls als vormoderne kulturelle „Reste“ betrachtet, denen deshalb langfristig im kulturellen Evolutionsprozess keine Überlebenschancen eingeräumt werden können.

Die kulturelle Ausdifferenzierung des affinalverwandtschaftlichen Regimes basiert jedoch selbst auf historisch älteren, „vormodernen“ Wurzeln, und kann als kultureller Gegenentwurf zu deszendenzverwandtschaftlichen Regimes bis in die Antike zurückverfolgt werden (Kaufmann 1995). Anhaltspunkte aus der Verwandtschaftsterminologie und Heiratsregeln sprechen sogar dafür, dass diese Differenzierung mit der frühen Spezialisierung in Jäger- und Sammlergesellschaften einerseits und in sesshafte bäuerliche Gesellschaften andererseits erfolgte (Harris 1989). Mindestens die Beispiele ost- und südostasiatischer Gesellschaften zeigen nachdrücklich, dass auch deszendenzverwandtschaftliche Regimes einen langanhaltenden eigenen kulturellen Evolutionsprozess durchlaufen haben, der u.a. im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts einen deutlichen *Rückgang* der Scheidungsziffern in der japanischen, malayischen und arabischen Gesellschaft mit sich gebracht hat (Goode 1993). Die Beispiele dieser Gesellschaften zeigen weiterhin, dass das Primat der Generationenbeziehungen vor den Ehegattenbeziehungen keineswegs inkompatibel mit den Anforderungen der Moderne an die private Lebensführung ist. Individuelle, privatrechtliche Regelungen der Absicherungen gegen die Risiken des Lebens, wie sie in der hohen Verbindlichkeit der Beziehung zwischen den Generationen und den Ehepartnern zum Ausdruck kommt, müssen nämlich im Modernisierungsprozess keineswegs hinter korporatistischen Regelungen zurücktreten. Vielmehr ist das Vertrauen in die Institution Ehe und die Stabilität der Generationenbeziehungen in diesen Gesellschaften nachhaltig größer als das Vertrauen in korporatistisch organisierte Sicherungssysteme. Schließlich zeigen diese Beispiele auch, dass geschlechtsspezifische Formen der Arbeitsteilung in der privaten Lebensführung auch in modernen Gesellschaften unter dem Regime der Deszendenzverwandtschaft eine hohe Effizienz in der familiären Wohlfahrtsproduktion behalten.

Unter den Bedingungen eines deszendenzverwandtschaftlichen Regimes ist es deshalb eher unwahrscheinlich, dass der Wandel des generativen Verhaltens und der Generationenbeziehungen denselben Entwicklungsverlauf nimmt wie in Gesellschaften mit affinalverwandtschaftlichem Regime, wie z.B. Deutschland. Zwar ist auch in diesen Gesellschaften auf der Aggregatebene ein nicht minder starker Rückgang der Geburtenraten zu verzeichnen, doch nach einem anderen Muster: Nicht die Polarisierung in einen familiären und einen nicht-familiären Sektor ist aufgrund der vorgelegten theoretischen Überlegungen zu erwarten, sondern vielmehr eine wachsende Konzentration aller familiären Ressourcen an Zeit, Geld, Fürsorge und Ausbildung in immer weniger Nachkommen: in „das“ Kind. Es ist deshalb nicht unplausibel anzunehmen, dass die

soziale Akzeptanz der in der Volksrepublik China vorgenommenen drastischen Maßnahmen zur Geburtenkontrolle aus diesen Gründen weitaus größer sein mag, als dies in der Kritik aus der „individualisierten“ Welt zum Ausdruck kommt. Modernisierung des deszendenzverwandtschaftlichen Regimes ist vielmehr von einem anderen Polarisierungsprozess begleitet: dem der Aufgaben der Geschlechter. Für die männlichen Familienangehörigen werden die Aufgaben der externen Ressourcenbeschaffung immer größer, was auch von einer zunehmenden zeitlichen Abwesenheit von Vätern im Familienhaushalt begleitet ist. Für die Mütter intensivieren sich dagegen im deszendenzverwandtschaftlichen Regime die Aufgaben in der Betreuung und Ausbildung der Kinder als neue Form des Primats der Generationenbeziehungen vor den Beziehungen zwischen den Ehepartnern. Eine Konsequenz dieser Polarisierung der Geschlechterverhältnisse im Modernisierungsprozess des deszendenzverwandtschaftlichen Regimes ist, dass die Alternativkosten des emotionalen Nutzens von Kindern für Mütter – etwa im Vergleich zu den Gesellschaften mit affinalverwandtschaftlichem Regime, in denen die Spezialisierung der Geschlechter typischerweise im Modernisierungsprozess abnimmt – relativ gering bleiben, die Alternativen zu diesem Nutzen jedoch dramatisch abnehmen. Einerseits stehen für Mütter außerfamiliäre, nicht-kindbezogene soziale Beziehungen (z.B. durch eigene Erwerbsbeteiligung) nicht zur Verfügung, andererseits nimmt die Exklusivität der familiären Gruppe zu, typischerweise jedoch nicht die Beziehungsqualität zum Ehepartner. Die Handlungstheorie macht plausibel, warum unter solchen Bedingungen die Anreize besonders hoch sind, dass (potenzielle) Mütter sich auf die Beziehung zu ihrem Kind konzentrieren. Die Handlungstheorie legt darüber hinaus nahe anzunehmen, dass unter solch „modernisierten“ Bedingungen die Präferenzen von Müttern für weibliche Nachkommen als Prospekt für lebenslange, intensive, emotionale Gefährtenschaft sprunghaft ansteigen wird, während sich die Präferenz von Vätern für Söhne wegen der geringer werdenden Interaktionsgelegenheiten zunehmend auf den in seiner Wirksamkeit weit schwächeren (und sich im Modernisierungsprozess weiter abschwächenden) Statusnutzen von Söhnen und die damit verbundenen Attribute wie Ausbildungs-, Berufs- und Heiraterfolg sowie die Fortsetzung der Patrilineage gründet und damit zunehmend legitimatorisch ausgehöhlt wird.

Für ihre evolutionäre Stabilität setzen deszendenzverwandtschaftliche Regimes eine durchschnittliche Nachkommenanzahl von mindestens der Höhe des Reproduktionsniveaus voraus, da andernfalls die Wahrscheinlichkeit der Fortführung der Lineages unter Eins sinkt. Je geringer die Anzahl der Nachkommen ist, desto geringer wird die Sicherheit, dass die Nachkommen die Fortführung der Lineage gewährleisten. Affinalverwandtschaftliche Regimes mit bilinearer Deszendenz geraten dagegen durch sinkende Reproduktionsziffern weit weniger unter Druck, da ihr Bestand nicht an ein bestimmtes Reproduktionsniveau gebunden ist. Sie geraten vielmehr dadurch unter Druck, dass das Leben von Generationenbeziehungen unter dem Primat egalitärer Partnerschaft so voraussetzungsreich und kostenträchtig wird, dass es für einen geringer werdenden Teil der Gesellschaft eine realisierbare Option darstellt und sich zunehmend als „Luxusgut“ erweist (Huinink 1995: 362). Sie haben damit natürlich auch eine geringer werdende Chance der intergenerativen Transmission dieses Kulturmusters und stehen wegen der demographischen Konsequenzen des Wandels des „Zwischengutes Kind“ in wachsender Konkurrenz zu solchen Migrantenminoritäten, die wegen der sicher zu kontrollie-



renden deszendenzverwandtschaftlichen Beziehungen operative Vorteile in einer zunehmenden Anzahl von Teilmärkten besitzen und somit auch größere Anreize für die Investition in Generationenbeziehungen und größere Chancen intergenerativer Transmission. Ob affinalverwandtschaftliche Regimes also größere kulturelle „fitness“ in der ökologischen Nische tertiärisierter Wohlstandsgesellschaften haben, bleibt somit eine theoretisch ebenso spannende wie empirisch offene Frage.

### Literatur

- Arnold, Fred, Rodolfo A. Bulatao, Chelio Buripakdi, Betty J. Chung, James T. Fawcett, Toshio Iritani, Sung J. Lee, und Tsong S. Wu*, 1975: *The Value of Children. A Cross-National Study*. Honolulu: East-West-Center.
- Arnold, Fred, und James T. Fawcett*, 1975: *The Value of Children. A Cross-national Study: Hawaii*. Honolulu: East-West-Center.
- Becker, Gary S.*, 1982: Die ökonomische Analyse der Fruchtbarkeit. S. 188–214 in: *Gary S. Becker: Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*. Tübingen: Mohr.
- Becker, Gary S.*, 1991: *A Treatise on the Family*. 2. Aufl. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Bulatao, Rodolfo A.*, 1975: *The Value of Children. A Cross-national Study: Philippines*. Honolulu: East-West-Center.
- Buripakdi, Chelio*, 1977: *The Value of Children: Thailand*. Honolulu: East-West-Center.
- Chasiotis, Athanasio, und Heidi Keller*, 1995: Kulturvergleichende Entwicklungspsychologie und evolutionäre Sozialisationsforschung. S. 21–42 in: *Gisela Trommsdorff* (Hg.): *Kindheit und Jugend in verschiedenen Kulturen. Entwicklung und Sozialisation in kulturvergleichender Sicht*. Weinheim/München: Juventa.
- Coleman, James S.*, 1990: *Foundations of Social Theory*. Cambridge: Harvard University Press.
- Darroch, Russell K., Paul A. Meyer und Masri Singarimbun*, 1981: *Two are not Enough: the Value of Children to Javanese and Sundanese Parents*. Honolulu: East-West-Center.
- deMause, Lloyd*, 1992: Evolution der Kindheit. S. 12–111 in: *Lloyd deMause* (Hg.): *Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*. 7. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fawcett, James T.*, 1976: The Value and Cost of Children: Converging Theory and Research. S. 91–114 in: *Lado T. Ruzicka* (Hg.): *The Economic and Social Supports for High Fertility* (Bd. 2). Canberra: Australian National University.
- Friedlmeier, Wolfgang*, 1995: Subjektive Erziehungstheorien im Kulturvergleich. S. 43–64 in: *Gisela Trommsdorff* (Hg.): *Kindheit und Jugend in verschiedenen Kulturen. Entwicklung und Sozialisation in kulturvergleichender Sicht*. Weinheim/München: Juventa.
- Friedman, Debra, Michael Hechter und Satoshi Kanazawa*, 1994: A Theory of the Value of Children. *Demography* 31: 375–401.
- Goode, William J.*, 1993: *World Changes in Divorce Patterns*. New Haven/London: Yale University Press.
- Harris, Marvin*, 1989: *Kulturanthropologie. Ein Lehrbuch*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Hill, Paul B.*, 1999: Segmentäre Beziehungen in modernen Gesellschaften. Zum Bestand familialer Lebensformen unter dem Einfluß gesellschaftlicher Differenzierung. S. 33–51 in: *Friedrich W. Busch, Bernhard Nauck und Rosemarie Nave-Herz* (Hg.): *Aktuelle Forschungsfelder der Familienwissenschaft*. Würzburg: Ergon.
- Hill, Paul B., und Johannes Kopp*, 1995: *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Stuttgart: Teubner.
- Hoffman, Lois W., und Martin L. Hoffman*, 1973: The Value of Children to Parents. S. 19–76 in: *James T. Fawcett* (Hg.): *Psychological Perspectives on Population*. New York: Basic Books.

- Huinink, Johannes, 1989: Das zweite Kind. Sind wir auf dem Weg zur Ein-Kind-Familie?, *Zeitschrift für Soziologie* 18: 192–207.
- Huinink, Johannes, 1995: Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Huinink, Johannes, 2000: Soziologische Ansätze zur Bevölkerungsentwicklung. S. 338–386 in: *Ulrich Mueller, Bernhard Nauck und Andreas Diekmann* (Hg.): *Handbuch der Demographie* (Bd. 1 Modelle und Methoden). Berlin/Heidelberg: Springer.
- Iritani, Toshio, 1977: The Value of Children: Japan. Honolulu: East-West-Center.
- Kaa, Dirk J. van de, 1987: Europe's Second Demographic Transition, *Population Bulletin* 42: 3–57.
- Kagitcibasi, Cigdem, 1982: The Changing Value of Children in Turkey. Honolulu: East-West-Center.
- Kagitcibasi, Cigdem, und Esmer, Yilmaz, 1980: Development, Value of Children, and Fertility: A Multiple Indicator Approach. Istanbul: Bogazici University.
- Kaufmann, Franz Xaver, 1995: Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen. 2. Aufl. München: Beck.
- Kohlmann, Annette, 2000: Value of Children Revisited – Ökonomische, soziale und psychologische Einflußfaktoren auf Fertilitätsentscheidungen in der BRD, Japan und der Türkei. Chemnitz: Diss. TU Chemnitz.
- Kornadt, Hans J., und Gisela Trommsdorff, 1984: Erziehungsziele im Kulturvergleich. S. 191–212 in: *Gisela Trommsdorff* (Hg.): *Erziehungsziele*. Jahrbuch für empirische Erziehungswissenschaft. Düsseldorf: Schwann.
- Lee, Sung J., 1975: The Value of Children. A Cross-national Study: Korea. Honolulu: East-West-Center.
- Leibenstein, Harvey, 1957: Economic Backwardness and Economic Growth. *Studies in the Theory of Economic Development*. New York/London: Wiley.
- Leibenstein, Harvey, 1974: An Interpretation of the Economic Theory of Fertility: Promising Path or Blind Alley?, *Journal of Economic Literature* 12: 457–479.
- Lindenberg, Siegwart, 1984: Normen und Allokation sozialer Wertschätzung. S. 169–191 in: *Heinz Todt* (Hg.): *Normengeleitetes Verhalten in den Sozialwissenschaften*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Lindenberg, Siegwart, 1990: Rationalität und Kultur. Die verhaltenstheoretische Basis des Einflusses von Kultur auf Transaktionen. S. 249–287 in: *Heinz Haferkamp* (Hg.): *Sozialstruktur und Kultur*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mackenroth, Gerhard, 1951: Die generative Struktur von Bevölkerungen und Sozialschichten, *Weltwirtschaftliches Archiv* 66: 1–55.
- Nauck, Bernhard, 1989: Individualistische Erklärungsansätze in der Familienforschung: die rational-choice-Basis von Familienökonomie, Ressourcen- und Austauschtheorien. S. 45–61 in: *Rosemarie Nave-Herz und Manfred Marckeska* (Hg.): *Handbuch der Familien- und Jugendforschung* (Bd. 1: Familienforschung). Neuwied/Frankfurt a.M.: Luchterhand.
- Nauck, Bernhard, 1989a: Intergenerational Relationships in Families from Turkey and Germany. An Extension of the 'Value of Children' Approach to Educational Attitudes and Socialization Practices, *European Sociological Review* 5: 251–274.
- Nauck, Bernhard, 1997: Sozialer Wandel, Migration und Familienbildung bei türkischen Frauen. S. 162–199 in: *Bernhard Nauck und Ute Schönplig* (Hg.): *Familien in verschiedenen Kulturen*. Stuttgart: Enke.
- Nauck, Bernhard, 1997a: Sozialberichterstattung zu den Lebensverhältnissen von Kindern. S. 167–194 in: *Heinz H. Noll* (Hg.): *Sozialberichterstattung in Deutschland*. Konzepte, Methoden und Ergebnisse für Lebensbereiche und Bevölkerungsgruppen. Weinheim/München: Juventa.
- Nauck, Bernhard, 2001: Generationenbeziehungen und Heiratsregimes – theoretische Überlegungen zur Struktur von Heiratsmärkten und Partnerwahlprozessen am Beispiel der Türkei und Deutschlands. S. 35–55 in: *Thomas Klein* (Hg.): *Partnerwahl und Heiratsmuster*. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe. Opladen: Leske + Budrich.

- Nauck, Bernhard, und Ute Schönplflug*, 1997: Familien in verschiedenen Kulturen. S. 1–21 in: *Dies.*: Familien in verschiedenen Kulturen. Stuttgart: Enke.
- Parsons, Talcott, Edward A. Shils, und James Olds*, 1951: Values, Motives, and Systems of Action. S. 47–275 in: *Talcott Parsons und Edward A. Shils* (Hg.): *Toward a General Theory of Action*. New York: Harper & Row.
- Schiffauer, Werner*, 1987: *Die Bauern von Subay. Das Leben in einem türkischen Dorf*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Strohmeier, Klaus P., und Hans J. Schulze*, 1995: Die Familienentwicklung der achtziger Jahre in Ost- und Westdeutschland im europäischen Kontext. S. 26–38 in: *Bernhard Nauck, Norbert Schneider und Angelika Tölke* (Hg.): *Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch*. Stuttgart: Enke.
- Trommsdorff, Gisela*, 1993: Geschlechtsdifferenz von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. Eine sozial- und entwicklungspsychologische Analyse. S. 265–285 in: *Kurt Lüscher und Franz Schultheis* (Hg.): *Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Trommsdorff, Gisela*, 1995: Parent-Adolescent Relations in Changing Societies: A Cross-Cultural Study. S. 189–218 in: *Peter Noack, Manfred Hofer und James Younis* (Hg.): *Psychological Responses to Social Change. Human Development in Changing Environments*. Berlin/New York: W. de Gruyter.
- Trommsdorff, Gisela*, 2001: Eltern-Kind-Beziehungen aus kulturvergleichender Sicht. S. 23–50 in: *Reinhard Pekrun und Sabine Walper* (Hg.): *Familie und Entwicklung: Perspektiven der Familienpsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Urdze, Andrzej, und Maria S. Rerrich*, 1981: *Frauenalltag und Kinderwunsch: Motive von Müttern für oder gegen ein zweites Kind*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Voland, Eckart*, 1993: Kindheit in evolutionsbiologischer Perspektive. S. 3–15 in: *Manfred Markefka und Bernhard Nauck* (Hg.): *Handbuch der Kindheitsforschung*. Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- Voland, Eckart, und Claudia Engel*, 2000: Menschliche Reproduktion aus verhaltensökologischer Perspektive. S. 387–437 in: *Ulrich Mueller, Bernhard Nauck und Andreas Diekmann* (Hg.): *Handbuch der Demographie (Bd. 1 Modelle und Methoden)*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Whiting, Beatrice B., und John W. M. Whiting*, 1975: *Children of Six Cultures. A Psycho-Cultural Analysis*. Cambridge: Harvard University Press.
- Wu, Tsong S.*, 1977: *The Value of Children: Taiwan*. Honolulu: East-West-Center.
- Zelditch, Morris*, 1964: Cross-Cultural Analyses of Family Structure. S. 462–500 in: *Harold T. Christensen* (Hg.): *Handbook of Marriage and the Family*. Chicago: Rand McNally.
- Zelizer, Viviana A.*, 1994: *Pricing the Priceless Child. The Changing Social Value of Children*. 2. Aufl. Princeton: Princeton University Press.

*Korrespondenzanschrift:* Prof. Dr. Bernhard Nauck, Institut für Soziologie der Technischen Universität Chemnitz, D-09107 Chemnitz  
*E-Mail:* Bernhard.Nauck@phil.tu-chemnitz.de